



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 39.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen

von

H. Hanna.

Dreißigstes Kapitel.

Der Beginn der Affäre war auf die sechste Woche nach dem Inquest festgesetzt, in der Zwischenzeit hatte ich Gelegenheit, zu erfahren, daß Madeline ihr Wort gehalten und nicht müßig geblieben war. Eine hochangesehene Advokatenfirma übernahm, von ihr in Kenntnis gesetzt, meine Verteidigung, und obgleich ich anfänglich ihre Dienste ablehnen wollte, so überredete sie mich schließlich doch, dieselben anzunehmen. Durch ihren ersten Beamten empfing ich mehr denn einmal Botschaften von Madeline, niemals aber kam sie selbst, bis zum Tage der Verhandlung, wo ich, auf der Anklagebank sitzend, sie an der Seite George Redruths in dem dicht angefüllten Hörsaal Platz nehmen sah.

Auch die Tante und der Onkel waren da, letzterer von Gram vollständig darnieder gebeugt und furchtbar verändert; kaum hätte ich ihn mehr erkannt. Auch John Budd hatte sich eingefunden und mit ihm viele meiner alten Freunde und Bekannten. Vor Beginn der Verhandlungen mußten jedoch alle abtreten, die als Zeugen zu fungieren hatten, unter diesen war auch George Redruth. Madeline blieb auf ihrem Platz dicht bei meinem Verteidiger, der in der Nähe des Richters saß. Mehr denn einmal sah ich im Laufe der Verhandlungen sie sich zu ihm beugen und ihm Bemerkungen oder Winke zuflüstern.

Selbst heute noch, wo ich in aller Ruhe dies niederschreiben darf, bin ich so fest überzeugt, wie ich es damals war, daß Madelines Gesicht dazu beitrug, mich zu retten. Ihre durchgeleitete Schönheit, der sympathische Ausdruck ihrer Züge rührten das Herz der Geschworenen, und selbst der allgemein als strenger, finsterner Mann bekannte Richter blickte mit Augen voll Milde zu ihr herüber.

Gleich zu Anfang der Verhandlung hörte ich ein Flüstern in der Menge. Man schaute auf Madeline und befragte sich, wer wohl die Dame sein könne. Einer aus dem Publikum sagte — wie gut erinnere ich mich dessen noch, wie tief mir das Blut dabei in die

blaffen Wangen — daß es „des Gefangenen Liebste“ sei. So weit diese Meinung von der Wahrheit entfernt war, so ließ sie mich doch meinen Liebling mit noch wärmeren Gefühlen anblicken und für einen Augenblick die hohe, unübersteigliche Schranke vergessen, die uns von einander trennte.

Nach der Rede des Staatsanwaltes, welcher mich in den schreiendsten Farben als einen jungen, jähzornigen und

leidenschaftlichen Menschen schilderte, dessen Herz von tödlichem Hass gegen den Ermordeten befeuert gewesen, wurde der erste Zeuge vernommen, der den Leichnam aufgefunden und an demselben die Spuren erlittener Gewaltthat entdeckt hatte. Darauf berichtete George Redruth von meinem letzten Streit mit Johnson und meiner Entlassung als Aufseher der Mine. Ich darf sagen, daß Redruth bei dieser Gelegenheit meine feindseligen Gesinnungen gegen Johnson eher übertrieb als in milderem Licht erscheinen ließ; gefragt, ob er persönlich der Ansicht sei, daß der Ermordete Grund gehabt, sein Leben durch mich bedroht zu sehen, zögerte er erst, zu antworten, erwiderte dann aber, daß „er glaube, es dürfte dies der Fall gewesen sein“. Bei diesen Worten sah ich Madeline erschrecken und stehende Blicke auf den Zeugen werfen; dumpfes Gemurmel durchlief das Publikum. Im ganzen waren Redruths Aussagen, obwohl mit gewisser Zurückhaltung abgegeben, doch im höchsten Grade belastend für mich. Ich konnte mir nicht verwehren, zu denken, daß sie darum nicht günstiger geworden, daß Madeline hier im Saale neben meinem Verteidiger saß und sich so eifrig und unversehrt um mich bemühte.

Darauf kam meine Tante an die Reihe. Sie beschrieb, dazu aufgefordert, mein Thun in jener Nacht, da ich St. Gurlott verlassen, und mußte auch jetzt, wie schon im Vorverhör, wiederzugeben, daß ich noch zu später Stunde in der Nähe der Mine gewesen. Der nächste, der in den Zeugenstand zu treten hatte, war der Onkel. Geisterhaft und schmerzgebeugt stand er da in seinen schwarzen Feiertagskleidern, wie ein Blinder mit den Händen nach einem Halt fühlend, er sah nicht einmal zu mir herüber. Seine Aussage bestätigte nur diejenige meiner Tante; so unerheblich sie auch war, so gab er sie doch nur mit äußerstem Widerstreben ab.

Nachdem er dem Staatsanwalt Rede gestanden, wurde er von meinem Verteidiger folgendermaßen befragt:

„In der Nacht, wo der Mord geschah, waren Sie da mit dem Angeklagten zu Hause?“

„Ja, Sir.“

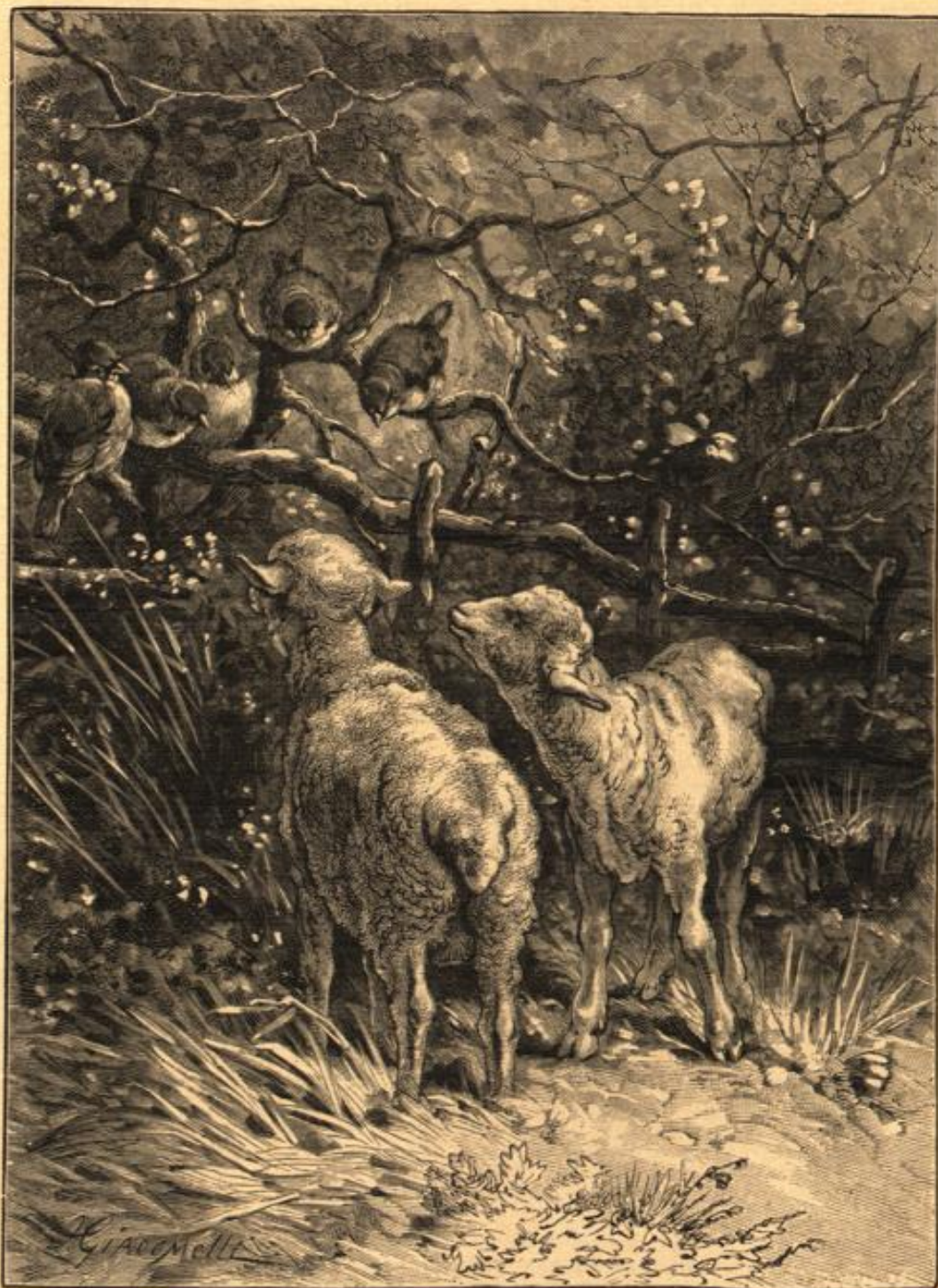
„Haben Sie ihn fortgehen sehen?“

„Ich erinnere mich dessen nicht. Ich nahm keine Notiz davon, habe auch kein gutes Gedächtnis mehr.“

„Richtig, Sie waren ja krank in letzter Zeit.“

„Mehr noch, ich war nicht recht bei mir selbst, Sir.“

„Haben Sie Grund, anzunehmen, daß er die Mine betrat?“



Friedlicher Besuch. Zeichnung von G. Giacomelli. (S. 462.)

nehmen, daß der Angeklagte den Ermordeten haßte? Hat derselbe in Ihrer Gegenwart je Drohungen gegen ihn ausgesprochen?"

"Niemals, Sir. Nicht ein einziges solches Wort."

"So weit Ihnen bekannt, hatte also der Angeklagte außer der Thatsache, daß Johnson in dessen Stellung eingetreten, keinen weiteren Grund, den Mann zu haßen?"

"Nicht daß ich wüßte, jedenfalls hegte er nie die Absicht, ihm ein Leid zuzufügen, Sir."

"In der bewußten Nacht zeigte da der Angeklagte außergewöhnliche Aufregung?"

"Nein, Sir, höchstens daß ihm der bevorstehende Abschied von uns etwa Sorge gemacht."

"Haben Sie an ihm Spuren eines stattgefundenen Streites bemerkt, zerrissene Kleidungsstücke, Blutstrecken oder ähnliches?"

"Nichts von alledem, Sir."

"Es ist gut. Sie können sich an Ihren Platz zurückbegeben."

Nach wie vor meinen Blick vermeidend, verließ mein Onkel den Zeugenstand.

Alles, was zu meiner Verteidigung gesagt werden konnte, wurde vorgebracht. Ueber meinen Charakter wurden John Rudd und andere als redliche Männer bekannte Dorfangehörige befragt, all deren Aussagen waren jedoch von nur geringem Belang gewesen, ohne die eine, die nun folgte. Zu meinem unjagbaren Erstaunen betrat jetzt Madeline selbst als Entlastungszeugin den Zeugenstand und obgleich das, was sie zu sagen wußte, mit der Sache selbst eigentlich in keinem Zusammenhange stand, da es nur ihre Rettung von dem Bruch betraf, so wirkte es doch Wunder zu meinen Gunsten. Nie werde ich vergessen, welche unbeschreibliche Freude mein Herz durchströmte, als ich sie, in Antwort auf eine an sie gestellte Frage, sagen hörte:

"Nicht einer, der den Angeklagten kennt, hält ihn jener That fähig. Er ist der bravste, redlichste Mann, der mir je begegnet."

Es war auf diese Aussage hin, daß sich der Staatsanwalt erhob und etwas spöttisch bemerkte:

"Entschuldigen Sie, Miß Graham, Sie scheinen wohl ein großes Interesse an dem Angeklagten zu haben?"

"Ein sehr großes Interesse, ja," erwiderte Madeline, ihm ruhig ins Gesicht blickend.

"Ein zärtliches Interesse vielleicht? Sollte ich mich irren, wenn ich annehme, daß zwischen ihm und Ihnen irgend eine engere Verbindung besteht?"

Ich hätte den Menschen niederschlagen können. Madeline wurde über und über rot, gewann jedoch sofort ihre Fassung wieder und antwortete mit Festigkeit:

"Dem ist nicht so. Was mich mit Mr. Trelany verbindet, das ist die Dankbarkeit für meine Lebensrettung und das Erkennen seines persönlichen Wertes."

In diesem Waffengang verlor der Staatsanwalt an Boden, während meine Sache sich um vieles besser stellte. Madelines Entgegnung wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Was mich betrifft, so erfüllte sie mich mit wunderbarem Hochgefühl, das mich bis zum Schluß der Verhandlung in unanfechtbarer Stimmung aufrecht hielt. Nachdem die Geliebte sich so offen für meine Schuldblosigkeit ausgesprochen, war es mir ganz gleichgültig geworden, ob irgend jemand noch, Mann oder Weib, an meine Schuld glaubte, oder was aus meinem Leben werden sollte. In ihren Augen stand ich rein da, was kümmerte mich die übrige Welt!

Nachdem die Verhandlung bis tief in den Nachmittag hinein gedauert hatte, hielt der Richter endlich die Schlußrede. Nach derselben verließen die Geschworenen den Saal und zogen sich in das Beratungszimmer zurück, um über das Urteil einig zu werden. In diesem Momente trat zum erstenmale im Laufe des Tages der furchtbare Ernst meiner Lage klar vor meine Seele: mein Leben lag auf der Wage, die nächste Viertelstunde schon konnte Leben oder Tod bringen!

Nach Verfluß von etwa zehn Minuten kehrten die Geschworenen zurück, der Richter begab sich wieder an seinen Platz. Dierauf stellte der diensthabende Kronbeamte an den Obmann die übliche Frage:

"Hat die ehrenwerte Jury den Angeklagten für schuldig oder nichtschuldig befunden?"

Der Obmann erhob sich, lautlose Stille herrschte im Saale.

"Die Jury hat sich dahin geeinigt," verkündete er, "daß der Angeklagte infolge ungenügender Schuldbeweise freizusprechen sei!"

"Das ist kein Urteil!" rief der Richter mit scharfer Betonung. "Sie haben sich für das eine oder andere zu entscheiden: Schuldig oder Nichtschuldig!"

Einen Augenblick schien der Obmann unschlüssig zu sein, dann besprach er sich in flüsterndem Tone mit den Geschworenen. Nach kurzer Beratung kehrte er wieder auf seinen Platz zurück und verkündete:

"Nichtschuldig, Mylord!"

Ich war freigesprochen — aber in grausamer Weise. Wie der Urteilspruch zu stande gekommen, lag klar zu Tage: einzig nur infolge mangelnder Beweise; der Verdacht blieb auf mir ruhen. In jenem Augenblick vergegenwärtigte ich mir dies nicht so ganz, ich sollte jedoch noch alle Ursache haben, mir dessen bewußt zu werden.

Kurze Zeit darauf befand ich mich, ein freier Mann, im Hinterzimmer einer kleinen Wirtschaft, wohin John Rudd mich führte und wo ich meinen Onkel und meine

Tante vorfand. Ich kann nicht sagen, daß es ein ungemüht freudiges Wiedersehen gewesen wäre, noch lag es wie Todes Schatten auf uns allen. Nur John Rudd ließ sich nicht beirren, er gab seinem aufrichtigen Jubel vergnügten Ausdruck und leerte Glas um Glas auf unser Wohl, notgedrungen mußten wir ihm Beiseid thun. Mein Onkel, sonst allen geistigen Getränken durchaus abhold, trank hastig einige Gläser Wein, was ihn jedoch, statt fröhlich zu stimmen, nur immer trauriger werden ließ. Es war ausgemacht gewesen, daß Onkel und Tante den Abend mit John Rudd, der seine Abfahrt auf den Schluß der Verhandlungen verschoben, heimsahren sollten; sie alle beredeten mich nun, mit ihnen zu kommen. Es drängte mich jedoch nicht so sehr, wieder nach St. Gurlott zurückzukehren; mein Plan, so weit ich überhaupt dazu gekommen, mir bereits einen solchen zu machen, war, England zu verlassen und mich zur Ueberfahrt nach den Kolonien auf ein dahin abgehendes Schiff zu verdingen.

Während wir noch so zusammensaßen, wurde ich durch das Aufwartmädchen herausgerufen; dem Rufe folgte leidend, fand ich Madeline, welche in einem Nebenzimmer meiner harnte. Wie sich unsere Blicke trafen, streckte sie ihre Hand mir entgegen, die ich hastig ergriff. Zum erstenmale übermannte mich die Empfindung vollständig, ein Strom Thränen schoß mir in die Augen, beinahe wäre ich vor ihr auf die Kniee gesunken.

"Sehen Sie, ich hatte recht," sagte sie in weichem Tone. "Ich wußte, daß man Sie nicht verurteilen werde!"

"Ich danke Ihnen mein Leben!" erwiderte ich. "Sie lächelte und schüttelte den Kopf."

"Selbst wenn es so wäre, wäre es doch nur Wiedervergeltung; keiner Ihrer Freunde aber hat je an Ihrer Unschuld gezweifelt! — Und nun sagen Sie mir, was Sie zu thun im Sinne haben. Sie werden selbstverständlich nach St. Gurlott zurückkehren!"

"Ich denke nicht, es wäre doch der alte Platz nicht mehr."

"Geht nun den Fall," sagte sie, "ich könnte meinen Vetter dazu bewegen, Sie wieder in Ihre frühere Stelle einzusetzen?"

"Er würde es auch heute nicht thun," erwiderte ich, "und selbst wenn er einwilligte, ginge es doch nicht mehr. Es sieht Ihnen gleich, sieht Ihrer himmlischen Güte gleich, daran zu denken, aber es kann nimmer die Rede davon sein. Mir bleibt nur eines übrig — England zu verlassen."

"Das dürfen Sie nicht!" erwiderte sie rasch. "Um unser aller willen! Um meiner willen!"

"Um Ihre willen?"

"Ja, gewiß!"

"Sie, Sie wünschen, daß ich bleibe?"

Sie schien in Verlegenheit zu geraten, erwiderte jedoch ohne Zögern:

"Ja. Ich mag nicht denken, daß er Sie hinaus in die Ferne getrieben. St. Gurlott ist Ihre Heimat, warum die verlassen?"

Ich wußte keine Antwort. Ich konnte ihr nicht von meiner Armut, nicht von meinem Mangel an Existenzmitteln sprechen, konnte ihr nicht sagen, daß mein Teuerstes in England ihre Freundschaft, das traute Zusammensein mit ihr gewesen, das ja doch nun bald ein Ende nehmen sollte. Nach kurzer Pause fuhr sie fort:

"Ob Sie nun nach St. Gurlott zurückkehren oder nicht, erlauben Sie mir wenigstens, Ihnen beizustehen."

"Beistehen? Haben Sie das nicht bereits gethan, mehr, als ich es je erwarten durfte?"

"Was ich that, war einfach meine Pflicht. Aber ich bin reich, während Sie es nicht sind."

"Sie wollen sagen, ich sei arm. Sie haben recht; so arm aber bin ich nicht, um von Ihnen Geld anzunehmen. Nein, bringen Sie nicht in mich! Ihnen etwas abschlagen zu müssen ist mir peinlich genug, aber ich möchte mir meine Unabhängigkeit bewahren, sie ist das einzige, was mir mein Mißgeschick übrig gelassen."

"So versprechen Sie mir wenigstens eines."

"Ja?"

"England nicht zu verlassen, ohne mich davon erst in Kenntnis zu setzen, ohne noch einmal mit mir gesprochen zu haben."

"Gerne verspreche ich Ihnen das! Sie erlauben mir also, Sie noch einmal sehen zu dürfen?"

Ihre Antwort war ein Lächeln. Nach einigen weiteren Bemerkungen reichte sie mir ihre Hand und nahm Abschied. Ich begleitete sie bis zur Thüre.

"Mein Vetter erwartet mich auf dem Marktplatz," sagte sie, "ich werde mit ihm nach Redruth-House zurückfahren."

In dem sie so sprach, bog George Redruth eben mit seinem eleganten Gefährt, das er selbst lenkte, um die Straßenecke. Wie er uns gewahr wurde, flog eine Wolke düstersten Unmutes über sein Gesicht.

Er zog die Zügel an, der Bediente sprang vom Rücksitz und stellte sich zu den Pferden.

"Ich wußte nicht, wo Du hingekommen seiest," sagte er mit unterbrochenem Aerger. "Eine ganze volle Stunde schon warte ich auf Dich, die Pferde ließen sich nicht mehr halten, ich war gerade im Begriff, sie einmal herumzuführen."

"Ich ging hierher, um Mr. Trelany zu sprechen," erwiderte Madeline ruhig, "und ihm zu seiner Freisprechung zu gratulieren."

"Es scheint so. Aber wir haben eine lange Fahrt vor uns und keine Zeit mehr übrig."

Mich selbst ignorirte Redruth vollständig, erst als ich Madeline zum Wagen geleitete, trafen sich unsere Blicke; auf seinem Gesichte lag Eifersucht und unaussprechlicher Haß. Ich konnte daraus ersehen, wie wütend ihn meine Freisprechung gemacht, wie freudig er es mitangehört hätte, wenn ich zu schimpflichem Tode verurteilt worden wäre.

"Leben Sie wohl, Mr. Trelany," sagte Madeline, mir noch einmal die Hand hinreichend. "Leben Sie wohl und vergessen Sie Ihr Versprechen nicht!"

Ein scharfer Peitschenhieb ließ die Pferde bäumend anziehen, ich mußte eilig zurücktreten, um nicht unter die Räder des Wagens zu geraten. Als sie weggefahren, sah ich, wie Madeline sich zu ihrem Gefährt wendete und etwas zu ihm sagte, vorwurfsvoll, wie ich zu bemerken vermeinte. In Gedanken versunken schaute ich den rasch Enteilenden nach, bis sie meinem Blicke entchwanden.

Ungefähr eine Stunde später fuhr auch mein Onkel und meine Tante mit John Rudd zurück. Ich versprach ihnen, in ein oder zwei Tagen nachzukommen und in der Zeit mich um irgend eine Beschäftigung umzuschauen. — So blieb ich denn einige Tage noch in Falmouth.

Was sollte ich beginnen? Die Zukunft lag vollständig ungewiß und dunkel vor mir, ich wußte mir auch gar keinen Rat. Die einzigen praktischen Kenntnisse, die ich mir erworben, betrafen das Minenwesen, über dies hinaus verstand ich nichts. Immerhin aber hatte ich wenigstens eine tüchtige Schulbildung genossen und war nicht bange, Hand anzulegen, wo immer es auch sein sollte. Ich durchlas die Zeitungen. In einer Mine in Süd-Wales war eine Schreibertelle offen, ich schrieb sofort hin, um leider die umgehende Antwort zu empfangen, daß der Posten bereits vergeben. An einem zweiten Ort war man aufrichtiger; man schrieb mir ganz offen, daß die Minenzeitung meinen "Fall" ausführlich gebracht und die Signer der Mine, an die ich mich gewendet, sich nicht entschließen könnten, jemand anzustellen, der eben erst unter der Anklage des Mordes gestanden. Das Gleiche widerfuhr mir überall, wohin ich mich nur wendete. Mit Schrecken ersah ich, daß, obgleich ich freigesprochen worden war, der entsetzliche Verdacht dennoch auf mir haften geblieben, meine Schuld dennoch als möglich erachtet wurde.

Ich sah ein, daß mir wirklich nichts anderes übrig blieb, als England so schnell als möglich zu verlassen. Ich beschloß, unter fremdem Namen über den Ocean zu fahren, in der neuen Welt ein neues Leben zu beginnen. Ein neues Leben? O Gott, mit jeder Faser meines Seins hing ich an dem alten Leben, an dem alten Lande! England verlassen hieß auch Madeline verlassen, das einzige Wesen, das mein armseliges Los erträglich gemacht, Madeline, die ich wahnwitziger liebte mit aller Blut meiner Seele.

Eines Tages wandelte ich, pläneschmiedend, am Ufer des Meeres, in der Nähe des Quais, als sich plötzlich eine Hand auf meine Schulter legte. Aufschauend und rückwärts schauend blickte ich in das gutmütige Gesicht meines alten Freundes, des Landboten.

"Auch hier, John?" sagte ich, seine breite Hand erfassend.

"Allemaal, Master Hugh. Bin schon seit gestern nacht hier."

"Und wie geht's zu Hause?"

"So, so — nicht zum besten. Der Alte brütet immer noch still vor sich hin. Die Leute sagen, der Kummer um Annie habe ihn — er klopfte mit dem Zeigefinger auf die Stirne. "Doch, was ich sagen wollte. Ich habe sie gesehen, sie ist hier in Falmouth, Master Hugh!"

"Wer — doch nicht Annie?"

"Sicher. Ich sah sie gestern nacht mit eigenen Augen und mußte mich schwer irren, wenn sie nicht in Kummer und Sorgen wäre."

Dann erzählte mir die treue Haut mit Thränen in den Augen, wie er am vorhergehenden Abend Annie in dem ärmlichsten Stadtteil von Falmouth gesehen, unweit des Stalles, wo er sein Roß eingestellt. Sie sei in schlechte Kleider gehüllt gewesen und habe mager und leidend ausgesehen, als ob sie eben erst von langem Krankenlager erstanden. Er hätte sie zuerst gleich ansprechen wollen, da er jedoch bemerkt, daß sie ihn nicht gesehen oder erkannt, so hätte er für richtiger gehalten, ihr nachzugehen, und hätte so herausgefunden, daß sie in einem armseligen Häuschen in zweifelhaftester Nachbarschaft wohne.

Mich meines letzten Zusammentreffens mit Annie erinnernd, wo ich sie von allem Luxus und Comfort umgeben gesehen hatte, war ich starr vor Erstaunen. Was war geschehen, warum war sie nach Falmouth gekommen? John Rudd konnte mir weiter keine Auskunft geben, alles, was er wußte, war, daß er sie gesehen und daß es wirklich und wahrhaftig Annie gewesen.

Mein Entschluß war sofort gefaßt. Ich gedachte meine Cousine aufzusuchen und sie, wenn immer möglich, zu überreden, mit mir nach St. Gurlott zurückzukehren. So bat ich denn John Rudd, mich nach Annes Wohnung zu geleiten, und folgte demselben nach dem angegebenen Stadtteile. Hier sah es allerdings traurig genug aus: elende, baufällige Holzhütten wechselten mit Pferdeställen und Wagenkuppen, da und dort waren über die schlecht gepflasterten Straßen Leinen gezogen, an denen zerrissene Wäsche und armselige Kleidungsstücke trockneten — das niederste Hafengefinde schien hier zu wohnen.

Das Haus, welches John Rudd als das gesuchte bezeichnete, stand in einer der kleinen Seitenstraßen des

Biertels, die zum Strande führte; ich hoffte, dasselbe ungehört betreten zu können, wie ich mich jedoch der Thüre näherte, erblickte ich ein blaßes, hageres Gesicht, das durch eines der Fenster des niederen Erdgeschosses starrte, und erkannte Annie.

Als sie mich erblickte, zog sie sich rasch zurück und verschwand; ich stürmte jedoch, ihren Namen auf den Lippen, in das Haus und öffnete die Thüre des Zimmers, in dem ich sie vermutete. Da stand sie, bleich, zum Tod erschrocken, wie nach einem Ausweg suchend. „Annie!“ rief ich.

Sie stieß einen schwachen Schrei aus, legte die Hand, wie einem plötzlichen Schmerzgefühl folgend, auf das Herz und schwankte, als ob sie zu Boden fallen wolle; schnell herzuspringend, fing ich sie auf und umschloß sie mit meinen Armen.

(Fortsetzung folgt.)

Die öffentliche Beleuchtung.

Von

Dr. Hugo Arsh.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Mit Freuden begrüßte der Mensch der Vorzeit das Feuer, welches ihm nicht nur Wärme, sondern auch Licht spendete, und betete es an. Bald benötigte er dessen Schein, um die Arbeit des Tages fortzusetzen, und je härter der Kampf ums Dasein, um tägliches Brot geführt wurde, desto mehr sah sich der Mensch gezwungen, die Nacht zum Tage zu machen. Wenn die Sonne hinunterging hinter den Horizont, dann hörte unsere Arbeit noch lange nicht auf, unsere Stunden der Erholung, des geselligen Vergnügens beginnen erst zu später Abendzeit.

So wuchs fort und fort das Bedürfnis nach Licht und zwar nicht nur in unseren Wohnungen, sondern auch auf den Straßen unserer volkreichen Städte zur Ermöglichung und Sicherung des regen Verkehrslebens. Es mag deshalb interessant sein, die Entwicklung desselben in großen Zügen zu verfolgen von den ältesten Zeiten, über welche die Geschichte berichtet, bis zur Jetztzeit.

I.

Die Bibel, welche uns so überaus reiches historisches Material in den aller verschiedensten Beziehungen darbietet, berichtet uns (2. Mos. 27, 20) von Lampen, welche mit Olivenöl gefüllt wurden; sieben solcher Lampen standen auf einem goldenen Leuchter im Innern des Tempels (Jasch. 4, 2 und 3). Die Straßen Jerusalems waren zur Zeit Christi nicht beleuchtet. Die Schar des Verräters Judas, welche kam, den Herrn gefangen zu nehmen, war mit Fackeln ausgerüstet (Joh. 18, 3). Als Paulus zu Troas predigte und die Nacht darüber hereinbrach, wurden viele Fackeln auf dem Esplanad angezündet (Apostelgesch. 20, 8).

Auch eine Art Kerzen, die auf Leuchter gesteckt wurden, haben die Juden gekannt und benützt (Matth. 5, 15), wahrscheinlich hatten sie dieses Beleuchtungsmittel aber erst von den Römern kennen gelernt.

Bekannt ist die altrömische Oellampe (lucerna) aus Thon oder Bronze mit einem Griff an der einen Seite, an der andern mit einer Schnauze (myxa) für den Docht (elychnium), welcher gewöhnlich aus vegetabilischem Wachs oder aus den Fasern des Flachs und des Papyrus hergestellt war, und mit der daran hängenden Lichtspitze (acus). Große Randelaber dienten zum Aufstellen der Lampe. Sie fanden sich im Innern der Häuser wie auch im Freien, wo man sie bei Illuminationen brauchte, wie sie zu diesem Zwecke noch heute in Rom vor den Palästen der Kardinäle und Befehlshaber stehen. Lampen von derselben Form wie die altrömische fanden sich bei den alten Griechen, selbst in Japan und China.

Bisweilen liefen die Randelaber der Römer auch oben in ein Becken aus, worin bei festlichen Gelegenheiten Wein oder Harz verbrannt wurde. Die Präfectur und andere Staatsgebäude waren ständig durch mächtige Pfannen beleuchtet; im übrigen fehlte jede Straßenbeleuchtung im alten Rom; man ließ sich nachts durch Sklaven mit Fackeln nach Hause geleiten, auch mag man sich hierbei der Blendlaternen bedient haben, welche aus Horn waren.

Ferner findet man auch Randelaber, welche in eine Spitze auslaufen, die wahrscheinlich zum Aufstecken einer Art Kerzen benützt wurde. Aus Andeutungen in den Werken von Plinius und Livius geht hervor, daß man das mit Fett getränkte Wachs von Schilfrohren dazu benützte. (Solche Schilfrohrkerzen wurden nach Gilbert White um das Jahr 1775 in der Grafschaft Hampshire noch viel in ländlichen Haushaltungen gebraucht.) Das Wachs scheint zu Plinius' Zeiten noch nicht als Leuchtmittel benützt worden zu sein, denn er erwähnt davon nichts, abgesehen von der Mischung des Bienenwachses genau beschreibt.

Kaiser Konstantin soll zu Anfang des vierten Jahrhunderts in der Stadt Byzanz am Christabend eine Beleuchtung mit Lampen und Fackeln veranstaltet haben und Apulejus gibt schon die Unterscheidung zwischen Wachs- und Talgkerzen.

Die öffentliche Beleuchtung machte in dem folgenden Jahrtausend nur äußerst geringe oder gar keine Fortschritte. Die Benützung von Kerzen ward hauptsächlich durch die Bedürfnisse der katholischen Kirche in großartiger Weise befördert. Später erhöhte der Luxus der Höfe den Wachslichterverbrauch; so brannte man zu Dresden bei einem einzigen Hoffeste in der äppigen Zeit Augusts 14,000 Wachskerzen.

Von einer öffentlichen Beleuchtung war aber immer noch wenig zu sehen; die ewigen Lampen zu den Füßen der Heiligenbilder mögen die einzigen Lichtquellen in den Straßen der katholischen Städte gewesen sein. Berlin war bis kurz vor dem Tode des großen Kurfürsten (1688), wo es 20,000 Einwohner zählte, noch ohne regelmäßige Straßenbeleuchtung. Waren fürstliche Persönlichkeiten zum Besuche anwesend, so brannten auf den Straßen Fackeln oder Pfannen; um letztere zu tragen, waren eiserne Halter an den Häusern angebracht.

Verhältnismäßig eingehende Nachrichten besitzt man über die öffentliche Beleuchtung von Paris. Hier findet man zuerst die Anordnung, daß die Einwohner in unruhigen Zeiten Licht an ihre Fenster und einen Eimer Wasser vor die Thüre setzen sollten. Durch ein Regierungsdekret von 29. Oktober 1558 wurde die erste regelmäßige Straßenbeleuchtung eingeführt. An jeder Straßenecke wurde

eine Fackel (salot) aufgestellt, in langen Straßen auch in der Mitte derselben eine, welche von 10 Uhr nachts bis 4 Uhr morgens zu brennen hatte. Doch bald kam die Ausführung dieser Verordnung wieder in Vergessenheit; in den Straßen von Paris wimmelte es von Dieben und Räubern, so daß noch im Jahre 1657 die Herren Billiers in einem Tagebuch über ihre Reise nach Paris schreiben: „Nach dem Abendessen saßen wir beide Wagen anspannen und verteilten Pistolen und Musketen an die Lakaien, welche zu unserer Bedeckung dienten. Gegen 4 Uhr morgens kehrten wir zurück, ohne daß uns etwas Böses zugefallen wäre.“

Im Jahre 1662 erwarb der Abbe Laudati Garassa von Ludwig XIV. ein Privilegium auf zwanzig Jahre. Er stellte an den Straßenecken Fackel- und Laternensträger auf, deren man sich auf nächtlichen Gängen bedienen konnte. Die Fackeln bestanden aus gelbem Wachs, wogen 1½ Pfund und waren in 10 Teile geteilt; die Bezahlung geschah dann nach der verbrauchten Länge, jeder Teil der Fackel kostete 5 Sous. Die Laternensträger hatten Oellampen und erhielten 5 Sous für jede Viertelstunde, welche mit Hilfe einer Sanduhr abgemessen wurde.

Im Jahre 1667 war Nicolas de la Regnie Polizeidirektor in Paris und begann für größere Reinlichkeit, Helligkeit und Sicherheit in den Straßen zu sorgen. Es wurden Laternen über die Mitte der Straßen aufgehängt in Höhen von etwa 20 Fuß. An den Häusern waren, in die Straße hineinreichend, eiserne Röhren angebracht; durch diese lief ein Seil, an welchem die Laternen hing und durch welches sie herabgelassen werden konnten. Die Laternen hatten Glascheiben und in ihnen wurden Talgkerzen gebrannt, vier auf das Pfund. Am Ende des 17. Jahrhunderts wurden in den 6500 Laternen von Paris jede Nacht 1625 Pfund Kerzen verbraucht; doch wurde die Straßenbeleuchtung nur in den langen Winterabenden benützt. Vom 31. März bis zum 20. Oktober wurden die Laternen in den Straßen nicht angezündet und als im Jahre 1709 das Vieh so selten war, daß man keinen Talg bekommen konnte, herrschte wieder Finsternis in den Straßen von Paris.

Der französischen Hauptstadt folgten in der Einführung einer regelmäßigen Beleuchtung die niederländischen Städte Amsterdam (1669), Haag (1678), dann die deutschen Städte Hamburg (1675), Berlin (1682), Wien (1687), später die englischen größeren Städte, London u. (1736—39), am spätesten Birmingham (1773).

Etwa hundert Jahre lang begnügte man sich mit dieser mangelhaften Beleuchtung. Im Jahre 1766 erst wurden in Paris die Talgkerzen durch Oellampen ersetzt und ein Reflektor zur Vermehrung der Helligkeit angebracht. An Stelle der bisher benützten 8000 Laternen mit Kerzen traten nun 1200 der neuen „Reberberen“, welche auf Plätzen und Brücken auch auf Trägern aufgestellt wurden. Diese Laternensträger fanden bekanntlich in der Revolutionszeit häufig eine andere traurige Benützung („à la lanterne!“).

Die Reberberen mit den altägyptischen ruhenden Oellampen blieben bis zum Jahre 1820 in Gebrauch, obgleich schon längere Zeit die Beleuchtungstechnik einen gewaltigen Fortschritt gemacht hatte durch die Erfindungen des Genfer Aime Argand. Im Jahre 1787 schloß er den Docht der Oellampe zwischen zwei Messingröhren ein und ermöglichte dadurch einen Luftzutritt auch in das Innere der Flamme. Sodann verfaß er den Brenner mit einem gläsernen Lampencylinder und vermehrte dadurch den Luftzug. Durch diese Erfindungen wurde das Ruhen der Flamme weggeschafft und ein weiches Licht infolge der vollständigeren Verbrennung hervorgebracht. Das Oelgefäß befand sich seitlich von der Flamme, so daß die Form vollkommen diejenige unserer älteren Oellampe oder der sogenannten Studirlampe war.

Im Jahre 1802 verlegte Carcel den Oelbehälter in den Fuß der Lampe und brachte das Oel durch eine mittels Uhrwerk getriebene Pumpe in die Höhe des Dochtes.

Schon während diese Verbesserungen in der Beleuchtung mittels Oel gemacht wurden, begannen die Vorarbeiten zur Erfindung und Einführung der Gasbeleuchtung, durch welche in unserem Jahrhundert die öffentliche Beleuchtung zum Nutzen der öffentlichen Sicherheit einen so gewaltigen Aufschwung erhielt.

II.

Eine jede der bisher betrachteten Beleuchtungsarten ist eigentlich eine Gasbeleuchtung. Das Material der Kerze, sei es, was es wolle, das Oel der Lampe wird durch die Hitze der Flamme in Gas verwandelt und dieses Gas verbrennt dann mit heller Flamme. Der Unterschied dieser Beleuchtungsarten mit dem, was wir jetzt unter Gasbeleuchtung verstehen, liegt nur darin, daß bei letzterer das Gas an einem andern Orte hergestellt wird, als wo es als Leuchtmittel benützt werden soll, und daß es ferner nicht gleichzeitig mit der Benützung erst erzeugt wird. Hierdurch erwächst der bedeutende Vorteil, daß man nicht an solche Stoffe zur Herstellung des Gases gebunden ist, welche beim Verdampfen nebenbei solche Substanzen ergeben, die dem Brennen und Leuchten nicht nützen, aber vielleicht der Gesundheit des Menschen schaden, und daß man ferner dazu auch solche Materialien benützen kann, welche irgend einen Rückstand hinterlassen, der zum Beispiel in einer Lampe außerordentlich hinderlich sein würde. Man kann deshalb das Leuchtgas aus den verschiedensten Materialien herstellen und die gewonnenen Nebenprodukte sind zum größten Teil einer sehr nutzbringenden Verwertung fähig.

Die Natur selbst hat uns auf die Benützung des Gases als Leuchtmittel hingewiesen. Bekannt ist das heilige Feuer zu Baku, welches durch einen mächtigen Gasstrahl genährt wird. In neuester Zeit ist man in Nordamerika bei dem Bohren nach Petroleum vielfach auf Gasquellen gestoßen, deren Produkt zum Teil zur Erleuchtung kleinerer Städte benützt wird. So hatte man schon im Jahre 1659 eine Quelle brennbaren Gases bei Wigan in Lancashire entdeckt und war allmählich dem Gedanken näher getreten, den Ursprung dieses Gases in den mächtigen unterirdischen Steinkohlengängen zu suchen, ja die Erzeugung des Gases aus der Steinkohle selbst zu versuchen.

Im Jahre 1786 benützte Lord Dundonald auf seinem Landgute Culroch-Abbe das Gas, welches den auf seinen Gittern befindlichen Coaksöfen entströmte, zur Beleuchtung seines Hauses. Gleichzeitig erleuchtete ein Apotheker in Würzburg Namens Fickel sein Laboratorium mit Gas, welches er aus Knochen gewann. Lampadius in Freiberg soll um dieselbe Zeit schon Versuche gemacht haben, Gas aus Steinkohlen zu erhalten.

Erster und mit bestem Erfolge beschästigte sich mit derselben Aufgabe William Murdoch in Gornwall. Er stellte das Leuchtgas zuerst im kleinen her, fing es in Schweinsblasen auf und ließ es aus daran befestigten Röhren brennen. Im Jahre 1792 gelang

es ihm, sein Wohnhaus in regelmäßigem Betriebe mit Leuchtgas zu versehen.

Um keinem Unternehmen einen weiteren Umfang zu geben, beschloß Murdoch, sich an James Watt zu wenden, welcher 1769 das erste Patent auf seine Dampfmaschine erhalten und eine große Fabrik bei Soho errichtet hatte. Watt seinerseits hatte von einem Dampfwagen Kunde erhalten, welchen Murdoch konstruiert hatte, und so traf es sich, daß beide Männer auf dem Wege zu einander sich in der Mitte ihrer Reise in einem Wirtshause trafen, sich kennen lernten und beschloßen, zusammen weiter zu arbeiten. Vom Jahre 1803 an war die bisherige Oelbeleuchtung in den Werkstätten von Soho endgiltig durch Gaslicht ersetzt und nun folgten bald einige der größeren Etablissements in England nach.

Im Jahre 1805 wurde die erste Gascompagnie auf Aktien in London gegründet von einem deutschen Abenteuerer mit dem englischen Namen J. A. Winfor. Seine ungeheure Mühigkeit brachte es bald zur Zeichnung eines Kapitals von 50,000 Pfd. Sterling. Nach vielen kostspieligen Versuchen wurden endlich 1808 einige Gaslampen in der Straße Pall Mall in London zur Schau aufgestellt; es war dieses die erste Straßenbeleuchtung mit Gas.

Nun bewarb sich Winfor beim englischen Parlament um ein Privilegium für London. Hier wurden ihm aber große Schwierigkeiten gemacht. Man betrachtete das Leuchtgas als ungeheuer feuergefährlich und hatte die allerunvernünftigsten Vorstellungen über seine Eigenschaften. Damit die „heißes“ Gaszufuhrleitungen keinen Schaden anrichteten, verlangten zum Beispiel die Baumeister einen Abstand derselben von hölzernen Wänden von 4—5 Fuß. Erst 1810 genehmigte das Parlament das Privileg. Nun kam aber eine Reihe Schwierigkeiten in der Fabrikation des Gases selbst, welche erst durch den 1813 für die Gesellschaft gewonnenen Schüler Murdocks, den Ingenieur Sam. Clegg, überwunden wurden. Die Sache kam wieder vor das Parlament, da die Gesellschaft ihr Privilegium über ganz England ausgedehnt haben wollte. Sam. Clegg besiegte die große Angst der Parlamentskommission auf drastische Weise, indem er bei Befichtigung der Gasanstalt durch dieselbe mit einem Fisel ein Loch in den Gasometer schlug und einen brennenden Span an den herausstehenden Gasstrom hielt.

Der erste Stadtteil, der mit der Gesellschaft auf Vertauschung der Oellampen gegen Gaslaternen kontrahierte, war die Pfarrei St. Margaret in Westminster am 1. April 1814; dieses Datum ist dasjenige der Einführung der öffentlichen Gasbeleuchtung überhaupt.

Auch in Deutschland war man in dieser Zeit mehrfach bestrebt, die Gasbeleuchtung einzuführen. In Dresden bemühte sich Blochmann sehr ernstlich für die Sache; schon 1816 hatte der König von Sachsen den Wunsch ausgesprochen, einen Versuch mit Gasbeleuchtung in Dresden zu machen. Die zu überwindenden inneren und äußeren Schwierigkeiten waren aber so groß, daß erst 1828 die erste deutsche Gasanstalt in Dresden vollendet wurde.

Inzwischen hatte sich in London die Imperial-Continental-Gas-Association gebildet mit der Aufgabe, die Gasbeleuchtung in den größeren Städten des Kontinentes einzuführen. Die erste deutsche Stadt, welche durch die Gasbeleuchtung erhielt, war Hannover und zwar im Jahre 1826. Dann folgte Berlin noch in demselben Jahre; am 26. September wurde zuerst die Straße „Unter den Linden“ bis zur Schlossbrücke durch Gaslaternen erleuchtet.

Interessant ist das Aufsehen, welches dieselbe damals machte. Die „Vossische Zeitung“ vom 27. September 1826 schreibt:

„Gestern Abend sahen wir zum erstenmale die schönste Straße der Hauptstadt, die zugleich unser angenehmster Spaziergang ist, die Linden, im hellsten Schimmer der Gasbeleuchtung. Eine große Menge Neugieriger war durch dieses Schauspiel herbeigelockt worden und alle schienen davon überrascht, denn heller haben wir selbst bei glänzender Illumination die Linden nicht gesehen. Nicht in düsternen Flämmchen, sondern in handbreiten Strömen schießt das blendende Licht hervor, das so rein ist, daß man in einer Entfernung von 20—25 Schritten von den größeren Laternen einen Brief recht gut lesen kann. Einige Privathäuser haben schon Gebrauch von der Gasbeleuchtung gemacht; vor dem „Hotel de Rome“ stehen zwei helle Fackelträger und vor Briemanns „Café Royal“ hängt ein Feuerzeichen wie auf einem Leuchtturm, so daß man den Hafen nicht verfehlen kann. Bald werden auch die anderen Hauptstraßen auf gleiche Weise erleuchtet werden und Berlin, das wegen seines Einbruchs, den es bei Tag macht, berühmt ist, wird auch zur Nachtzeit den Fremden angenehm überraschen.“

Wenn die damalige, doch recht bescheidene Gasbeleuchtung schon zu derartigen Ausbrüchen der Bewunderung trieb, so kennzeichnet das am besten die Dürftigkeit des Lichtes der guten alten Zeit. Was würden die Berliner von 1826 für Augen gemacht haben, wäre ihnen die Beleuchtung vorgeführt worden, die wir heutzutage für unumgänglich notwendig halten.

Welch ungeheure Fortschritte die Gasbeleuchtung in den nächsten Jahrzehnten machte, ist allgemein bekannt, es mag nur als Beweis dafür angeführt werden, daß bis zum Jahre 1875 in Deutschland und Oesterreich 602 Gaswerke für öffentliche Beleuchtung errichtet wurden, außer einer ungezählten Anzahl von Privatanstalten in Fabriken und so weiter, und daß zum Beispiel Berlin, welches 1826 mit 1783 Straßenlampen begann, im Jahre 1883 deren 13,680 hatte.

(Schluß folgt.)

Komische Rechtshilfe.

Eine höchst komische Rechtshilfe gibt das alte „Venkerheidenrecht“ (Vb. III, S. 22) in § 26 dem Manne, der von seinem Weibe geschlagen wird. Derselbe soll mit einer an das Hausdach gelegenen Leiter durch ein in das Dach gemachtes Loch von oben in sein eigenes Haus einsteigen, daraus Gegenstände von eines Goldgulden Wert entnehmen, diese verkaufen oder versetzen und den Erlös mit einem Genossen vertheilen. Offenbar hat diese symbolische Handlung neben dem für den unglücklichen Ehemann ja schon in dem frühlichen Gelage mit einem traurigen Genossen an sich liegenden Troste noch den Zweck, ihm einen anerkannten und gesetzlichen Weg zu öffnen, um seine hilflose Gattin durch die öffentliche Konstatierung ihrer Unverträglichkeit vielleicht zur innern Einkehr und Besserung zu bringen. Den beiden Zeugnissen aber wird noch besonders eingeschärft, im Trinken durchaus sich gleich zu bleiben.



Das Gebet der Schiffer. Gemälde von Enrique Serra. (S. 466.)



Politik in der Kinderstube. Zeichnung von A. M. Rossi. (S. 466.)

Friedlicher Besuch.

(Bild S. 437.)

Ei, das ist schön, ihr Lämmlein klein,
Ihr kommt zu uns zu Gaste,
Ja, hier im Wald ist's gut zu sein,
Denn lagert euch zu Raste.

Wir haben euch so gerne ja,
Ihr dürft deshalb nicht zaudern,
Wir können leicht ein Stündchen da
Gemütlich jetzt verplaudern.

Kaßt nur die Brüder mit dem Hund
Dort auf der Wiese wandern,
Der Nero wird schon kommen und
Euch holen zu den andern.

Doch wenn wir scheiden, müßt ihr, traut!
Ein Glöckchen Wolke spenden,
Das können wir zum Nestbau'n
Gerade jetzt verwenden.

Wir sind nach langem Wanderzug
Nun endlich eingerichtet,
Und haben Arbeit jetzt genug,
Bis alles fest geschichtet.

Denn haben nirgends wir noch Ruh',
's gibt gar verdrießliche Sachen,
Und kommen sobald auch nicht dazu,
Euch Gegenbesuch zu machen.

Fr. Kan. Seidl.

Die verhängnisvolle Diamantnadel.

Humoreske

von

Viktor Ladden.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen schrieb ich einen Brief folgenden Inhalts an Herrn Syster:

„Ihre gestrige Handlungsweise war eine mich mit allem Recht tief empörende. Da Sie mich anklagten, mir aber unverzeihlicherweise kein Wort der Verteidigung gönnten, so erkläre ich Ihnen hiemit auf schriftlichem Wege, daß die Ihnen vorgezeigte Diamantnadel mein Eigentum ist. Einer näheren Auseinandersetzung bin ich durch Ihr Benehmen entzogen. Gegen Ihre schändliche Verletzung meiner Ehre fordere ich als einzige Genugthuung, daß Sie sich genau über den Vorfall, der Veranlassung Ihres Betragens mir gegenüber war, auf der Polizei erkundigen und mir, sobald Sie sich überzeugt haben, daß Sie sich zu einem übereilten Schritte unter falscher Voraussetzung haben verleiten lassen, diejenige Erklärung abgeben, welche der Ehrenmann dem Ehrenmanne in solchem Falle schuldet. Wenn ich mich von dem pöbelhaften Dohne, den mir Ihr Neffe auf den Weg gab, als ich gestern Ihr Haus verließ, nicht berühren lasse, so geschieht es, weil ich diesen Menschen tief unter mir stehend betrachte und außerdem annehmen darf, daß derselbe ohne Ihr Wissen mit den Unflätigkeiten eines gemeinen Mannes begegnet wurde.“

Als ich diesen Brief einem Boten zur Beforgung übergeben hatte, schritt ich in recht trüben Gedanken in meinem Zimmer auf und ab. Was konnte ich im besten Falle mehr erwarten als einige Entschuldigungszeilen von Herrn Syster. Sein Haus mußte mir aber verschlossen bleiben. Denn es war gar nicht anzunehmen, daß er sich herbeilassen würde, mich wieder zu sich einzuladen und damit das Peinliche, was nach dem Vorgefallenen in meinem Besuche für ihn liegen mußte, auf sich zu nehmen. Und selbst wenn er sich dazu entschloße, so würde es mein Stolz verletzen, mich so ohne weiteres zum leicht Verzeihenden herabzusetzen. So war mir also Martha weit, weit entrückt, ja ich durfte selbst sagen — da ich mich ihr schon so nahe geglaubt — ganz entzissen. Ein süßer Rauber war entzissen!

Da wurde mir ein Brief überbracht, ich riß ihn auf: Witwe van Aldershausen, W... straße Nr. ... war er unterschrieben und lautete:

„Mein Herr! Von meiner Schwester, der Frau Syster, bin ich beauftragt, Ihnen deren tiefes Bedauern auszu-drücken über das, was Ihnen gestern im Systerischen Hause widerfahren ist. Sie wünscht ferner, daß ich Ihnen mündlich auseinandersetze, welche Verletzung von Irrtümern und falschen Nachrichten ihren Mann so sehr gegen Sie aufgebracht hatten. Da es unter den obwaltenden Umständen nicht gut angeht, daß meine Schwester selbst mit Ihnen spricht, so hoffe sie, daß Sie gern durch mich als Mittelsperson das entgegennehmen werden, was sie Sie wissen lassen möchte, um das Unangenehme Ihres Kampfers-Erlebnisses in Ihrer Erinnerung so weit als möglich abzuschwächen. Ich bitte daher um die Ehre Ihres Besuches. Ich bin den ganzen Vormittag und nachmittags von drei Uhr an zu sprechen.“

Dieser Brief war mir ein Lichtschimmer, der das dunkle Gewölke meiner Gedanken durchdrang. Also die Mutter und gewiß auch die Tochter waren mir nicht gram. Ich durfte wieder mit ihnen in — wenn auch nur indirekten —

Verkehr treten, durfte hoffen, daß es der Anfang einer neuen Annäherung werde. Gleich machte ich mich zu dem Besuche auf.

Im Hause der Frau van Aldershausen meldete mich das Dienstmädchen bei ihr an. Als ich in das mir darauf angewiesene Zimmer trat, schien mir ein neuer Unstern aufzugehen, da ich in Frau van Aldershausen die Dame, mit der ich gestern das Straßenrencontre gehabt hatte, und in dem jetzt wütend kläffend auf mich einspringenden kleinen Hunde ihren Joli erkannte. Da dieser durch alle Zurufe seiner Herrin sich nicht beruhigen ließ, machte sie Jagd auf ihn und es gelang ihr auch, ihn nach einiger Mühe zu ergreifen. Nachdem Joli von ihr in eine andere Stube transportiert war und ich Frau van Aldershausen gegenüber saß, hub sie an:

„Mein Hündchen ist erst seit gestern so cholerisch. Denken Sie sich, als ich gestern mit ihm auf der Straße ging, wollte es das Unglück, daß ein Herr —“ sie hielt inne, sah mich mit jetzt unbedrückten Augen groß an und fragte mich: „Sind Sie vielleicht dieser Herr?“

„Ja, leider.“

„Ah — dann bitte ich, es mir zu gute zu halten, daß sich mein Mitleiden mit dem Tierchen, an dem ich sehr hänge, einen Augenblick in Unwillen gegen Sie verkehrte.“

Trotz über eine solche Wendung der Sache, beeilte ich mich, zu sagen: „Dagegen bitte ich, mir meine Ungeschicklichkeit zu verzeihen. Ich kam gerade von Systers und befand mich in einer Aufregung, welche mich blind machte.“

„Ja, ich weiß,“ versetzte sie, „welche schwere Beleidigung Sie gestern von Herrn Syster erfahren haben. Damit Sie den Vorfall richtig beurteilen können, lassen Sie sich den ganzen Hergang der Sache erzählen. Meinem Schwager wurde gestern mitgeteilt, der Polizei sei gemeldet worden, eine Dame habe auf der Dampfbootfahrt von Amsterdam nach Kampen eine wertvolle Diamantnadel verloren. Nach letzterer habe infolge dessen die Polizei Nachforschungen angestellt, indem sie jeden einzelnen Juwelier in der Stadt fragen ließ, ob ein solcher Gegenstand von ihm gekauft oder zum Kauf angeboten sei. Bei einem Juwelier habe sich auch die Nadel gefunden und derselbe habe angegeben, der Verkäufer sei ein Deutscher und logire — wie er zufällig in Erfahrung gebracht — in dem B... hotel. Es sei kein Zweifel, daß Sie der Verkäufer der Nadel seien.“

„Wer hat sich zu dieser schamlosen Lüge erdreistet!“ fuhr ich auf.

„Bitte, bleiben Sie ruhig,“ besänftigte sie mich. „Sie werden erfahren, daß sich alles aufgeklärt hat, daß die Mitteilung als falsche erwiesen ist. Den Namen dessen, von dem sie mein Schwager empfangen hat, möchte ich Ihnen aus gewissen Rücksichten verschweigen und bitte Sie, mir gegen mein Vertrauen den Gefallen zu erweisen, auch nicht nach diesem gewissen Jemand zu forschen.“

„Gnädige Frau, ich weiß, wer es ist; ich kenne diesen Menschen; es kann kein anderer sein als der Neffe des Herrn Syster.“ Da sie nicht widersprach, fuhr ich fort: „Ich begreife nicht, wie dieser Mensch sich in seiner Feindschaft gegen mich zu solch unerhörten Verleumdungen hinreißen lassen kann. Ja, selbst seine Feindschaft ist mir unerklärlich.“

„Nun, ich glaube,“ versetzte sie, „er sieht in Ihnen den Gefährder seines erhofften Glückes.“

„Soll ich mir das so deuten, daß er auf mich eifersüchtig ist?“

„Ja! — Hat er Ursache dazu?“ fragte sie mit eigentümlich forschendem Blicke.

Der Dame mein Geheimnis entdecken wollte ich nicht; aber ich hielt es auch für ebensowenig geraten, abzuleugnen, was sie zu vermuten schien. Ich antwortete ihr daher: „Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen erst eine Gegenfrage vorlege: Hat dieser Mensch ein Recht, eifersüchtig auf mich zu sein?“

„Darauf kann ich mit Ja und auch mit Nein antworten. Ja, weil mein Schwager seinen Neffen als den Sohn seiner sehr geliebten, verstorbenen Schwester hochhält und eine Verbindung seiner Tochter mit ihm wünscht. Nein kann man sagen, weil er bei Mutter und Tochter gar nicht beliebt ist und diese dem Wunsche des Vaters noch immer den erfolgreichsten Widerstand entgegenzusetzen haben.“

„Aber sieht denn Herr Syster nicht ein, daß es Sünde wäre, ein solches Mädchen einem — so unwürdigen Menschen anzuketten? Wäre es nicht, wie wenn man mit einem kostbaren Edelsteine einen bleiernen Ring verzierte?“

Dieser Vergleich machte Frau van Aldershausen lächeln.

Der gestrige Vorfall hat meinen Schwager allerdings umgestimmt, er hat ihm im höchsten Zorn erklärt, daß er sich schäme, ihn seinen Neffen nennen zu müssen, und nie auch nur daran denken würde, ihn in noch nähere Verwandtschaft mit sich zu bringen. Doch ich greife dem einzelnen vor; ich will Ihnen der Reihenfolge nach alles erzählen.“

Mit befriedigtem Nachgefühl und der Freude, den Meulen nicht mehr zwischen mir und Martha stehen zu sehen, hörte ich nun weiter der Frau van Aldershausen zu, die erzählte:

„Frau Syster und ihre Tochter haben gleich anfangs stark an der Wahrheit der Polizeigeschichte gezweifelt und gemeint, Meulen habe irgendwo von der gefundenen Nadel erzählt und man habe ihm ein Histörchen aufgebunden, um so mehr glauben zu lassen, daß er als Gewährsmann einen Berannten nannte, von dem die Familie nie zuvor gehört hatte. Meulen stritt eifrig dagegen, aber konnte keine sich-

haltigen Gründe vorbringen. Man merkte ihm an, daß nicht seine Ueberzeugung, sondern Feindseligkeit gegen Sie aus ihm sprach. Meine Schwester sagte dagegen, daß es sehr unecht wäre, einem vagen, unverbürgten Hörensagen mehr Glauben beizumessen, als dem eigenen Urteile, das sie sich über Sie nach Ihrem Eindrucke und nach allem, was und wie Sie gesprochen, gebildet hätten. Außerdem sei zu bedenken, daß Sie ein Freund des Herrn Schepper, wie Sie gesagt hätten und woran man nicht zu zweifeln brauche, seien und daß schon deshalb eher die Mitteilung verdächtig erschiene als Sie. Frau Syster gelang es auch, ihren Mann von seiner Absicht abzubringen, Ihnen zu schreiben, daß er sich Ihren Besuch verbiete. „Denn,“ sagte sie, „wenn die Erzählung von der verkauften Nadel wahr sei, würde es Ihnen schon die Polizei unmöglich gemacht haben, zu kommen; andernfalls aber, nämlich wenn der Verdacht gegen Sie sich nicht bewahrheitete, machten Sie sich durch Absagung Ihrer Einladung einer groben Beleidigung schuldig. Da erschien ein Polizeibeamter und informierte sich bei meinem Schwager, ob ein Herr Ihres Namens ihm eine gefundene Diamantnadel vorgezeigt habe. Herr Syster bejahte natürlich und wünschte von diesem Beamten zu erfahren, welcher Vorfall zu dieser Erkundigung Anlaß gebe. Der Beamte konnte darüber keine Auskunft erteilen, da er mit dem Auftrage zu Syster geschickt war, ohne etwas Näheres über die Sache gehört zu haben. Dennoch schrieb Ihnen mein Schwager sofort, daß er seine Einladung zurückziehe, weil er es nun als bewiesen annahm, daß Sie sich des erwähnten Vergehens schuldig gemacht hätten, und weil er vermeiden wollte, daß die Polizei Sie etwa in seinem Hause auffuche.“

„Ich muß gestehen, daß ich Herrn Syster entschuldbar finde,“ warf ich ein.

„Sie werden sehen, daß er auch nichts unterlassen hat, sich Licht in dieser Sache zu verschaffen,“ versetzte Frau van Aldershausen und fuhr fort: „Bald nachdem Sie das Systerische Haus verlassen hatten, kam ich, die ich ebenfalls zum Diner eingeladen war. Mir wurde kurz angegeben, weshalb wir heute auf die kleine musikalische Unterhaltung, die mir in Aussicht gestellt worden war, verzichten müßten. Während des Essens wurde nichts über die Angelegenheit gesprochen, da dieselbe uns allen eine höchst unangenehme war und Herr Syster Verhandlungen über Unangenehmes bei Tafel nicht liebt. Wie es so häufig vorkommt, daß Leute, die neu in eine Streitfrage hineingezogen werden, klareren Einblick als die anderen in die Verhältnisse haben, weil sie noch nicht durch das Hören der verschiedenartigen Meinungen verwirrt sind, so ging es mir. Es fiel mir auf, wie wenig der Umstand, daß Sie sich auf freiem Fuß befänden und die Kenntnis der Polizei von Ihrer Vorgehung der Nadel bei Systers in Einklang zu bringen seien. Denn, dachte ich, wenn die Erzählung des Meulen wahr wäre, so müßte sich doch die Polizei Ihrer Person versichert haben. Wollte man aber trotzdem annehmen, daß Sie die Nadel verkauft hätten, so müßte doch Ihre Festnahme einer polizeilichen Erkundigung vorangegangen sein über einen Punkt, den doch nur Sie zur Kenntnis gebracht haben konnten. Die Lösung dieses Rätsels gab ich meiner Schwester und meiner Nichte nach dem Essen auf, als Herr Syster, seiner Gewohnheit nach, auf sein Zimmer gegangen war, um dort allein für sich zu musizieren. Meiner Schwester erschien das mir Aufgefallene so wichtig, daß sie gleich ihren Mann auffuchte, um mit ihm darüber zu sprechen. Schon nach kurzer Zeit kam sie zurück und sagte uns, ohne es ihren Neffen, der bei uns geblieben war, hören zu lassen, daß ihr Mann auf die Polizei gegangen sei, um sich volle Klarheit über die Angelegenheit zu verschaffen. In Erwartung der Dinge, die wir zu hören bekommen würden, schwiegen wir. Meulen, dem es nicht entgehen konnte, daß er in Verdacht stand, wurde es wohl unheimlich zu Mute und er wollte gehen, als gerade mein Schwager zurückkam und ihn aufforderte, zu bleiben. Herr Syster erzählte darauf, daß er auf der Polizei erfahren habe, Meulen habe Sie als den Finder der Nadel denunziert, es habe sich in dessen herausgestellt, daß die Sache durchaus unschuldiger Natur sei; die Nadel sei Eigentum des vermeintlichen Finders. Und nun entlud mein Schwager seinen vollen Zorn auf seinen Neffen, den er der lügenhaften Intrigue ziele, ihm sagte, was ich Ihnen schon vorhin mitgeteilt habe. Meulen schlich darauf zerknirsch davon. Wir Frauen beschlossen später, daß ich Ihnen zur Entschuldigung der Familie den Vorfall auseinandersetzen sollte, und daraus können Sie auch ersehen, wie sehr meine Verwandten das Vorkommnis bedauern.“

Ich sprach darauf meinen Dank für die Erklärung aus und versicherte, daß ich hiernach keinen Groll mehr gegen Herrn Syster hege, wenn es mir auch sehr lieb gewesen wäre, von ihm selbst einige Entschuldigungsworte zu hören.

„So weich ist der Charakter meines Schwagers nicht,“ entgegnete sie. „Er kann sich nicht dazu entschließen, Sie, einen jüngeren Mann, um Verzeihung zu bitten eines Irrtums wegen, an dessen Entstehen Sie nicht ganz ohne Schuld sind.“

Hiemit wurde ich wieder recht unangenehm an meine Charlatanerie mit der Diamantnadel erinnert. Da Frau van Aldershausen, eine Antwort auf ihren leisen Vorwurf erwartend, schwieg und auch ich verlegen zu reden zögerte, entstand eine Pause, die sie aber bald mit der Frage unterbrach: „Welche Bewandnis hat es denn eigentlich mit der Nadel, die ja doch Ihnen gehört?“

Sie sagte dies, indem sie mich gutmütig prüfend und so eigentümlich lächelnd ansah, daß es mir schien, sie errate ohne Unwillen die ganze Sachlage und auch meine Neigung zu ihrer Richte. Ich schöpfte daraus den Mut, zu bitten: „Aufklärung über diesen Punkt möchte ich gerne dem Fräulein Martha selbst geben.“

„Ich würde Ihnen nicht raten,“ gab sie zurück, „jezt schon wieder bei Elyters Besuch zu machen. Es ist jedenfalls besser, daß Sie warten, bis sich der frische Eindruck des Vergefallenen bei meinem Schwager etwas verwischt hat.“

„Das sehe ich recht gut ein und ich habe auch deshalb nur den Wunsch aussprechen wollen, Ihre Richte hier, bei Ihnen, sehen zu dürfen.“

„Nein — das geht wohl nicht,“ erwiderte sie ziemlich unentschieden. „Hinter dem Rücken der Eltern —“ Sie brach ab und während sie nun an den Spitzen ihrer Ärmel zupfte, schienen Gewissenhaftigkeit und Gutmütigkeit in ihr zu kämpfen. Letztlich siegte, da sie fortfuhr: „Nun, am Ende ist Ihnen der Zufall günstig: meine Richte will mich heute vormittag besuchen, vielleicht sind Sie noch hier, wenn sie kommt.“

Innerlich hoch erfreut, dankte ich der Dame, daß sie mir gestatte, meinen Besuch bei ihr noch etwas auszudehnen, worauf sie mich aufforderte, ihr zu erzählen, wie ich mit ihrer Richte bekannt geworden war.

Die liebliche Erinnerung hieran ließ mich mit allem Eifer über meine erste Begegnung mit Martha sprechen. Doch ich sollte in meinem Bericht nicht weit kommen, da die Hausglocke ertönte und Frau van Aldershausen mich mit den Worten in Erregung brachte:

„Das wird wohl meine Richte sein!“

Und richtig, bald nachher trat Martha in das Zimmer. Mit ihr sprang auch Joli herein, gerade auf mich zu mit seinem heiseren Gebell. Diesmal war ich ihm recht dankbar für die Zeichen seines Hasses, denn dadurch zwang er Frau van Aldershausen wieder, ihn einzufangen und ihn fortzutragen, und mir erwirkte er Zeit, Martha unbemerkt zuzufüstern: „Können Sie mir verzeihen, Martha, daß ich eine Lüge zu Hilfe nahm, um mir Eintritt in das Haus Ihrer Eltern zu verschaffen? Ich fragte, ob Ihnen die Radel gehöre, während sie doch mein Eigentum war. Zürnen Sie mir deshalb nicht?“

„Nein. Ich vermutete schon, daß sich die Sache so verhielte,“ erwiderte sie und sah mich dabei freundlich offen an. Ihre Hand ergreifend, fuhr ich fort: „Es hat mich unwillkürlich gedrängt, Sie wiederzusehen, wie es mich auch jetzt drängt, Ihnen zu sagen: seien Sie mein!“

Sie hob ihren Blick voll Innigkeit zu mir. Ich sah in ihren Wimpern feuchte Perlen und zog ihre Hand leidenschaftlich an die Lippen. Da hörte ich ein ziemlich starkes Räuspern; Frau van Aldershausen war wieder eingetreten. Sie wollte nicht merken lassen, daß sie uns beobachtet hatte, und sah deshalb nicht auf uns, sondern in eine Ecke des Zimmers, als suche sie dort etwas. Darauf erst trat sie näher und fragte mich:

„Haben Sie meiner Richte schon anvertraut, was Sie ihr sagen wollten?“

Noch zu sehr von meinen wallenden Gefühlen eingenommen, konnte ich nur ein „Ja“ herausbringen.

„Darf ich es auch hören?“

Ich bekannte ihr meine Schuld und gab als deren Weggrund freimütig an, daß ich Martha liebe.

Frau van Aldershausen ließ freundliche Blicke von einem zum andern von uns beiden gleiten und fragte dann: „Und was gedenken Sie jetzt zu thun?“

„Raten Sie mir, verehrte Frau,“ bat ich. „Ich darf ja wohl vertrauen, daß Sie unserm, Marthas und meinem Wunsche nicht entgegen sind.“

„Gut,“ antwortete sie, „ich will Ihnen raten und auch ein gutes Wort für Sie bei den Eltern einlegen. Verlassen Sie aber jetzt Kampen und suchen Sie nicht, Martha vorher wieder zu sehen. Wenn Sie später, in einigen Wochen vielleicht, zurückkommen, hoffe ich Ihnen den Weg zu Ihrem Ziele geebnet zu haben.“

Diese Worte riefen in mir Gefühle auf, wie wenn eine eigene, liebe Tante mütterlich gütig zu mir spräche. Das drückte ich auch Frau van Aldershausen in meinem Danke für die Zusage ihrer Hilfe aus. Ich fügte noch hinzu, daß ich gedächte, einige Tage vor Ablauf meiner Ferien, also in ungefähr vierzehn Tagen, nach Kampen zurückzukommen, wogegen sie nichts einzuwenden hatte.

Da ich fühlte, daß der alten Dame ein längeres Zusammensein ihrer Richte mit mir nicht recht gewesen wäre, weil die Eltern nichts davon wußten, so nahm ich herzlich Abschied von Frau van Aldershausen und tauschte mit Martha durch warmen Blick und Händedruck meine Empfindungen aus.

Auf meiner weiteren Reise durch das Land verliefen mir die Tage in stillem Glück. Ich trug Marthas Bild in mir und dadurch war mein Geist in Seligkeit erhoben. Alles, was sich meinen Sinnen darstellte, wurde durch den Gedanken an sie verklärt, alles zeigte sich mir in den reizvollsten Farben. Wie gerne hätte ich Martha geschrieben, doch da ich dies nicht thun durfte, so verschönte ich meine Abende, daß ich für sie schrieb. Abends brachte ich zu Papier, was ich den Tag über gesehen, welche Eindrücke ich empfangen hatte, und auch meine Gedanken und Hoffnungen, die sich um Martha bewegten. Viele, viele Blätter schrieb ich begeistert voll, ich wollte sie Martha bei unserem

Wiedersehen lesen lassen. Doch es überkam mich zuweilen auch ein ängstliches Gefühl des Abschiedens von Martha, da ich weder ein Lebenszeichen von ihr empfangen, noch ihr ein solches von mir geben konnte. Zu meiner Erleichterung schrieb ich daher schon nach acht Tagen an Frau van Aldershausen. Ich teilte ihr mit, daß ich meine Reise in einer Woche beendet haben würde, gab ihr den Tag meiner Rückkehr nach Kampen an und fragte sie, ob es ihr genehm wäre, wenn ich mich dann bei ihr einfinden würde. Am Schlusse bat ich, Martha zu grüßen; ich sei in dem Gedanken an sie so glücklich.

Schon nach zwei Tagen erhielt ich Antwort von Frau van Aldershausen. Aus ihrem Briefe fiel mir ein Vergißmeinnicht entgegen. Begierig las ich: Es freue sie, mich bald wieder begrüßen zu können, und sie lade mich ein, am Tage meiner Ankunft in Kampen ihr Gast beim Diner zu sein; ich würde dann bei ihr auch meine übrigen Kampener Bekannten treffen.

„Es wird Sie freuen,“ schloß sie, „zu hören, daß mein Schwager Sie näher kennen zu lernen wünscht und deshalb mit einem seiner Amsterdamer Freunde über Sie in Briefwechsel getreten ist.“

Aber mehr als dieses mir so viel Verheißende beglückte mich die Nachschrift: „Dieser Brief lag noch ungefaltet auf meinem Schreibtisch, als Martha zu mir kam und mir ein Sträußchen brachte, das ich von ihr ebenfalls auf den Schreibtisch legen ließ. Jetzt, da ich das Schreiben schließen will, sehe ich auf demselben ein Vergißmeinnicht — es hat sich wohl vom Sträußchen losgelöst — liegen; ich lasse es an seiner Stelle.“

Als vielteures Geschenk von Martha nahm und verwahrte ich das Blümchen.

Als ich nach Kampen zurückgekehrt war und das Haus der Frau van Aldershausen betrat, kam mir diese im Flur entgegen und sagte mir, ihr Schwager möchte zuerst allein mit mir reden; er sei zugegen und würde gleich in dem Zimmer, in das sie mich führte, erscheinen. Herr Elyter drückte mir sein Bedauern über das mir in seinem Hause Begegnete aus, worauf wir uns mit Handschlag sagten, daß das Vergessene auch vergessen sein solle.

Als ich darauf mit ihm in das Gesellschaftszimmer kam, fand ich dort Frau Elyter, mit der ich herzlichen Gruß wechselte, und auch Martha, deren freudestrahrender Blick mich befragte.

Nachdem ich mich einige Tage, die ich zum größten Teil in der Elyterschen Familie zubachte, in Kampen aufgehalten hatte, brachte ich meine Werbung um die Hand Marthas vor und erhielt das Jawort.

Dr. Georg Kopp.

Bischof von Fulda.

(Portrait S. 464.)

Wir bringen hier das Bild des Bischofs von Fulda, der als Vermittler zwischen dem Papst und der preussischen Regierung in der letzten Zeit so überaus eifrig thätig gewesen und das Interesse aller Kreise lebhaft erregte. Der Bischof hat auch eine eigenartige Lebenslaufbahn hinter sich, die wir hier in der Kürze skizzieren wollen.

Dr. Georg Kopp wurde am 25. Juli 1837 zu Duderstadt als der Sohn einer einfachen Bürgerfamilie geboren. Auf der dortigen Schule erregte er schon als kleiner Knabe durch seine hohe Intelligenz und sein ernstes Streben die Aufmerksamkeit des Domkapitulars Seifers, welcher sich teilnehmend seiner weiteren Entwicklung annahm und ihn auf das Gymnasium nach Hildesheim brachte. Nach Ablegung des Abiturientenexamens wählte er als Brotberuf den Telegraphendienst und war in dieser Branche in Bremen thätig; diese Beschäftigung jedoch genügte seinem reichen inneren Leben nicht, er lebte still, ernst und zurückgezogen, neben seiner Berufstätigkeit mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, so daß alle seine Bekannten aus jener Zeit ihm wiederholt anrieten, sich dem geistlichen Stande zuzuwenden, da er in dem erwählten Beruf niemals Befriedigung werde finden können.

Er gab denn auch, als der Konflikt zwischen seiner Thätigkeit und dem inneren Beruf seines Wesens immer größer wurde, die erwählte Laufbahn auf und wendete sich dem Studium der Theologie zu, mit voller Seele und ganzer Kraft der Vorbereitung für den geistlichen Stand sich hingebend. Im Jahre 1862 erhielt er die Priesterweihe und zeichnete sich sowohl in den unmittelbaren Funktionen seines Standes als auch in verschiedenen ihm übertragenen Geschäften der kirchlichen Verwaltung, sowohl durch streng christlichen Sinn, Selbstverleugnung und Hingebung, wie auch durch Geschäftstätigkeit und Gewandtheit so vorteilhaft aus, daß er die Aufmerksamkeit und hohe Anerkennung seiner Vorgesetzten erwarb. Schon im Jahre 1872 wurde er von dem Bischof Wilhelm von Hildesheim zu dessen Generalvikar ernannt und damit eröffnete sich ihm ein Feld größerer und einflussreicher Wirksamkeit, auf welchem er seine außergewöhnlichen Gaben glänzend entwickeln und fruchtbar machen konnte.

Die Diözese Hildesheim hat eine schwierige und weit ausgedehnte Finanzverwaltung, in deren Geschäften der Generalvikar Kopp dem Bischof mit unermüdlicher Arbeitskraft zur Seite stand. Im Jahre 1882 erfolgte dann auch die Berufung Dr. Kopp zum Bischof von Fulda durch den Papst. Der frühere Generalvikar verstand es, in dieser schwierigen Stellung nicht nur mit großer Geschäftsgewandtheit und einer erstaunlichen Arbeitskraft die verschiedenen peinlichen Verwaltungsverhältnisse zu führen, sondern auch durch eine persönliche Lebenswürdigkeit, Feinheit und Bescheidenheit Konflikte mit den Staatsbehörden zu vermeiden, zu lösen oder, wenn dies unmöglich war, sie doch auf das geringste Maß zurückzuführen und ihnen die gefäßige Bitterkeit zu nehmen.

In neuester Zeit wurde er in das preussische Herrenhaus berufen.

Der Bischof Georg ist ein verhältnismäßig noch junger Mann. Er ist von kleiner, etwas schwächlicher Gestalt, um so bedeutender ist aber der Eindruck auch seiner persönlichen Erscheinung, wenn seine feinen, geistvollen Züge sich in der Unterhaltung beleben und jedem seiner Worte gewissermaßen noch einen besonderen Ausdruck und Nachdruck verleihen. Er besitzt eine feine, tiefe und vielseitige Bildung, lebhaftes Interesse für alle Gebiete der Wissenschaft und Kunst und ist ganz und gar der Typus eines jener Prälaten der alten Zeiten, welche ebenso scharf und klar ihre Verwaltungsgeschäfte zu führen und mit diplomatischem Takt die weltlichen Autoritäten zu behandeln verstanden, als sie den ihnen untergebenen Priestern und Gemeinden ein Beispiel ernst und strengen und doch zugleich freien und milden christlichen Sinnes waren.

Livadia in der Krim.

Sommeraufenthalt der russischen Kaiserfamilie.

(Bild S. 464.)

Der kaiserlich russische Hofhalt ist jetzt wieder nach Livadia übergesiedelt, jenem wunderbar vom Klima begünstigten Fleck Erde am schwarzen Meer in der südlichen Krim, der eine fast italienische Vegetation mit der Frische der nordischen See verbindet. Es dürfte unsere Leser interessieren, diesen viel besprochenen Sommeraufenthalt des kaiserlichen Paares im Bilde zu schauen, und wir wollen unsere Illustration mit einer interessanten Schilderung der Umgebung und des Lebens von Livadia aus der Feder eines feinen Kenners Rußlands und russischer Verhältnisse umrahmen. Von dem kreisförmigen Yalta an, das 3—4 Kilometer von Livadia entfernt liegt, — sagt dieser Reisende — erhält die ganze Landschaft das Ansehen eines wohlgepflegten, zu einer kaiserlichen Residenz gehörenden Parks, Landstraßen, Wege und Stege sind wohl gehalten, es drängen sich auf denselben Militärs jeden Ranges, prächtige Equipagen fliegen hin und her, die kleinen Häuser Yaltas und der umliegenden Ortschaften scheinen ebensoviele Villen zu sein; schon dem Aeußern sieht man es an, daß die gewöhnliche Bevölkerung einer glänzenderen, höher stehenden den Platz für einige Zeit geräumt hat. Aber auch bei der gewöhnlichen, eingeborenen Einwohnerzahl sieht man, daß ihr von der Gesellschaft, die sich in ihren Häusern niedergelassen, ein reichlicher Verdienst zu teil wird, denn die ganze Gegend trägt einen unverkennbaren Stempel der Wohlhabenheit und der Zufriedenheit.

Einmal gehörte Livadia der reichen polnischen Magnatenfamilie der Grafen Pototski, welche es selbst von dem früheren Kommandeur des griechischen Bataillons von Balaklava, Kioelliofi, für einen wahren Spottpreis erstanden hatte. Die Kaiserin Maria Alexandrowna sah es bei einem Besuche, den sie der Krim machte, und die Lage Livadias gefiel ihr so sehr, daß sie es dem damaligen Besitzer, Grafen Pototski, abkaufte. Freilich trägt Livadia nicht die verschwenderische Pracht zur Schau, welche Alupka auszeichnet, doch hat das Palais, seiner Architektur und der inneren Aus schmückung nach, den Stempel von seltenem Geschmak. Die wilde Schönheit der Livadia umgebenden Berge, unter welchen der Schatyrdag mit seiner Schneefuppe hervorsticht, und das schöne, dunkle, grenzenlose Meer, das bald sich wie ein glatter Spiegel unabsehbar weit ausbreitet, bald im trohigen Zorne aufbraust, seine Wogen wie Hügel emporstößt und hoch in die Lüfte seinen weißen Gischt hinausschleudert, die größten Schiffe wie Spielbälle seiner Launen hin und herwerfen, machen es begreiflich, daß Livadia in kurzer Zeit ein Lieblingsaufenthalt des russischen Herrscherpaares und der ganzen kaiserlichen Familie geworden ist.

Selbstverständlich ist die kleine Kreisstadt Yalta, an einer dem Süd- und Südostwind von allen Seiten zugänglichen Bucht gelegen, während des Aufenthalts der kaiserlichen Familie der Sammelplatz aller derjenigen geworden, die von nah und fern kommen, um, wenn auch nur von weitem, einen Blick aufs Stillleben des Monarchen des größten Reiches der Welt werfen zu können. Infolge Menschenandrangs ist es in Yalta fast zu wenig Raum geworden, um all die Gäste zu beherbergen; doch bei dem heftigsten Wunsche der Ortsobrigkeiten, die Stadt längs des Seegrades zu vergrößern, machen dies verschiedene Umstände rein unmöglich, denn die an der Stadt wohnenden Grundbesitzer verkaufen keinen Zoll breit Landes, wie viel man ihnen auch dafür bieten möchte, so daß zur Ansiedelung nur noch einige in den Bergfluchten gelegene Aecker übrig bleiben. Früher fand man in Yalta mit Mühe nur ein Unterkommen, das hat sich jedoch jetzt sehr geändert.

Die Villa der kaiserlichen Familie in Livadia ist nur zweistöckig; während sich der untere Stock in üppiges Grün verbirgt, zieht sich um den ganzen oberen Stock eine Veranda, von welcher man eine reizende Aussicht auf das Meer und das zu Füßen liegende Yalta genießt; zwischen der Stadt und der Villa bilden zwischen den hohen, ihre Zweige üppig ausbreitenden Bäumen hie und da reizende Villen hervor, die teils von dem Gesolge des kaiserlichen Paares, teils von dem Dienstpersonal bewohnt werden. Eine prachtvolle Landstraße zieht sich an Orianda, den Villen Marijastin, Fürstin Westinghersti, Fürst Kotshubei, Maljeff vorbei bis nach Alupka, auf welcher während des ganzen Sommers ununterbrochen reges, großstädtisches Leben herrscht, da, wie schon erwähnt, von nah und fern die große und reiche Welt sich während des Sommers, besonders während des Aufenthaltes der Kaiserin, die oft in Livadia bis in den tiefsten Herbst Hoflager hält, in der Nähe Rendezvous gibt. Wenn nicht das ewig rauschende Meer und der finstere Wald mit den Berggipfeln auf der andern Seite uns an die Gegend mahnen würden, wo wir uns befinden, könnten wir uns in die Umgebung einer der großen Residenzen Europas verlegt glauben, so frisch sind die Toiletten der Damen, so fehlerlos und modern ist der Schnitt der Kleider der Herren, die hier in einer vor wenigen Jahren noch halbwilden Gegend in allen gebildeten Sprachen Europas konversieren.

Albumvers.

Erzähl' dein Glück dem Unglück nicht,
Dein Unglück nicht dem Glück,
Dort klingt der Leid auf deine Lust,
Hier Lust auf Leid zurück.

Die Freiherren von Bornhorst.

Novelle

von

Alfred Stelzner.

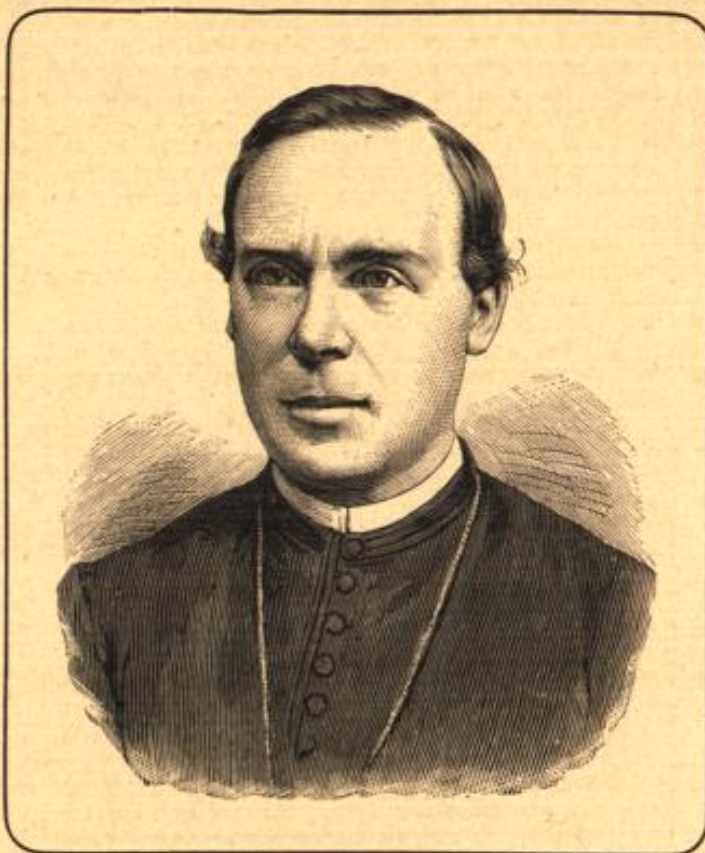
(Alle Rechte vorbehalten.)

Es rauschte und rasselte und krachte in den hochstämmigen Niesenhäusern des prächtigen Parkes, der das Herrenhaus von den Wiberghschen Eisenwerken wie eine lebendige Mauer trennte, es flirrte und ächzte und klapperte in den ausgedehnten Baulichkeiten und Verschlägen, als ob der stürmisch einkiehrende Herbst im ersten Anprall das in gebrochenen Farben hinstehende Laub auf einmal gründlich aufzuräumen gedächte und den schwerverschuldeten Besitz zum Hohne der geprellten Gläubiger zumal dem Erdboden gleich zu machen den ungeziemenen Wunsch hege.

Die frühe Dämmerung des anbrechenden Abends war nächtigem Dunkel bereits gewichen, als die Uhr am Giebel des Hauptgebäudes die sechste Stunde und im Gefolge die mächtige Dampfpeise auf dem Dache des Kesselhauses mit weithin gellendem Piffen den „Feierabend“ verkündet hatte. Zur Minute waren die Maschinen gestoppt worden, hatten die Transmissionen mit ihren gewaltigen Riemenscheiben ihre Umdrehungen eingestellt und nach und nach hatten sich die Arbeiter, zum Teil mit brennenden Laternen, entfernt, um nach schwerer Tagesarbeit ihre Wohnungen aufzusuchen, die zumeist an der Grenzscheide des Stadtgebietes gelegen waren und jene Ausläufer der Residenz bildeten, die von den Bewohnern des „Weichbildes“ kaum gekannt und mit stolzem Achselzucken genannt zu werden pflegten. Etliche der Laternenträger hatten sich auch dem in der entgegengesetzten Richtung belegenen, zum Mittergute Bornhorst gehörigen Dorfe zugewendet, zwischen welchem und der eine gute Stunde entfernten Residenz die Wiberghschen Eisenwerke die ungefähre Mitte einnahmen.

Jene bleierne Ruhe, die von vorhergegangenen, andauerndem Lärmen so eigentümlich abfiel, hatte sich über die zahlreichen Werkstätten ausgebreitet. Tiefe Schatten lagerten lauend in den vergitterten Fenstern der rußgeschwärzten Fabrikgebäude.

Um so greller leuchtete plötzlich ein heller Feuerschein in der am Ausgange des langgestreckten Hofes gelegenen



Dr. Georg Ropp, Bischof von Fulda. (S. 463.)

Schmiede auf; um so wuchtiger bröhlte bald darauf klingen-der Hammerschlag durch die verlassene Stille.

Das hellsprühende Schmiedefeuer beleuchtete einen höchst wunderlichen Vorgang und rückte zwei durchaus verschiedene Gestalten in ein höchst seltsames Licht.

Die beiden Männer, die mit sonderbarem Eifer auf ein weißglühendes Stück Eisen losschlügen und während dessen hin und wieder einen flüchtigen, von einem eigentümlichen Lächeln begleiteten Blick austauschten, standen einander am Amboss gegenüber, der zwischen ihnen auf einem mächtigen Holzfloß ruhte.

„Nicht so derb, Herr Baron!“ mahnte der Alte mit ungeheurer Bassstimme, den wölffischen Mund mit dem gierigen Lächeln zu breitem Lachen verziehend. „Sie schlagen das Eisen unganz! Leichtere Hand, wenn's beliebt!“

Der Angeredete, dessen elegantes Reitkostüm seine schlanken, aber kräftigen Körperformen aufs vorteilhafteste hervorhob, maßigte seinen Kraftaufwand und ließ den schweren Vorschlaghammer, dessen beinlangen Stiel seine beiden, mit gelben Wildlederhandschuhen bekleideten Hände mit nervigem Griff umspannt hielten, bei weitem leichter als zuvor und, wie es schien, mit absichtlicher Koketterie auf das Blitze sprühende Eisen niederfallen.

Der junge Mann konnte höchstens fünfundzwanzig Jahre zählen. Der südländische Typus seiner ganzen Physiognomie ließ ihn zweifellos um einige Sommer älter und gereifter erscheinen, als er thatsächlich war. Das schwarze Haargelock, das unter seinem leichten, in den Nacken geschobenen Filzhut so flott hervorzüngelte, das wohlgepflegte schwarze Bärtchen auf der übermütig und vollgeschürzten Lippe, das feurige dunkle Auge verrieten insgesamt das romanische Blut und das hinteräpplerische Temperament. Die in Jugendlust und Jugendkraft strogende Erscheinung bot einen überaus anziehenden Anblick.

Das mochte auch der Alte finden, dessen gieriger, von struppigem Vollbart umrahmter Mund mit seinem verdächtigen Lächeln pfiffig zu seinem Gegenüber hinüber schmunzelte. Der untersekte, vierschrötige Schmiedemeister war erst seit kurzem in den Wiberghschen Eisenwerken beschäftigt. Der alte Eickhoff hatte seine versuchsweise Anstellung nur seiner außerordentlichen Geschicklichkeit in der edlen Schmiedekunst zu verdanken gehabt, denn seine Antecedenzen, die er dem Chef des Hauses unter vier Augen, soweit es ihm gutdünkte, enthüllt hatte, waren nicht eben vertrauenswürdig gewesen. Um seine Vergangenheit hatte sich bereits eine Art von Sagenkreis unter dem Fabrikpersonal gebildet, wozu seine ganze Erscheinung ohnedies nicht wenig beigetragen haben mochte.

Wer einmal dieses Steckbriefgesicht gesehen mit der schnüffeln Nase zwischen den buschigen Brauen, die die unergündlich verschmitzten, in allen Farben schillernden Augen wie Gewitterwolken beschatteten, wer einmal vor der tiefen, scharfgerandeten Narbe, die seine Stirn in zwei ungleiche Hälften teilte, mit geheimem Grauen zurückgeschreckt, wer



Livadia in der Krim, Sommeraufenthalt der russischen Kaiserfamilie. (S. 463.)



Ein Begräbnis in China. Zeichnung von P. Lamp. (E. 407.)

einmal mit dem kurzen, elementaren, gebrüllartigen Lachen aus dem wüßigen Munde bekannt geworden war, das zu verhöhnen schien, wenn es zustimmte, und unwillkürlich anzog, wenn es verlegen wollte, der hatte für sein Leben genug von dem wunderlichen Kauze, der verlor ihn nimmer wieder aus seinem Gedächtnis.

Die ungewisse Beleuchtung, die das dämonisch Unheimliche seiner Physiognomie mit grellen Lichtern ins Diabolische steigerte, ließ ein Paar übergroßer Häute wie in ungeheure Krallen auslaufend erscheinen, in denen Zange und Hammer wie eingewachsen angeschlossen waren. Wie aus Bronze geschmiedet erschienen die bis an den Ellenbogen nackten, überlang aus der roten Bluse herausragenden Arme, deren linker mit wunderlichen blauschwarzen Brandmalen gezeichnet war, aus denen in scharfen Konturen ein dreiarmer Anker vor allem ins Auge fiel. Der Mann mußte einmal Seemann gewesen sein. Diese Annahme wurde durch seinen eigentümlich watschelnden Gang, an dem ihn die Lehrlinge auf tausend Schritte zu erkennen behaupteten, nur bestätigt.

Soweit ein Herz in seinem Besitz vermutet werden konnte, hatte er Leonard, den jungen Freiherrn Bornhorst, augencheinlich in daselbe eingeschlossen; das ging schon aus den schmeichelnden, freudenhäufigen, an die Fundamentaltöne der freiherrlichen Bemühungen sich prächtig anschließenden Rhythmen hervor, in denen er seinen Hammer auf dem klingenden Amboss tanzte, rasselte und schnarrte ließ, das zeigte schon sein eigentümliches Brummen und Schmungeln, mit dem er die banausische Leistung des edelmännischen Herrn verfolgte.

Das Interesse war übrigens ein gegenseitiges.

Wie auf Leonard, den einzigen Sohn des Freiherrn Ulmar von Bornhorst, der täglich zur Stadt ritt und auf halbem Wege häufig in dem Wüßigen Hause vor sprach, in dem auch sein Vater ein gern gesehener Gast war, überhaupt alles Außergewöhnliche und Phantastische einen unwiderstehlichen Reiz ausübte, so hatte ihn auch der plötzlich auftauchende neue Schmiedemeister mit seiner so seltsamen Physiognomie von Anfang an in hohem Grade gefesselt. Er hatte sich bei diesem auf das allergünstigste einzuführen verstanden, als er eines schönen Tages im Vorüberpassieren dem Meister und einem Gefellen am Amboss schweigend und mit der Reizpeitsche ein beschleunigtes Tempo zuschüttelnd, zugeschaut und nachdem er dafür mit jenem höhnischen, gebrüllartigen Lachen abgefertigt worden war, schweigend einen der schwersten Vorschlaghammer gepackt und so flott und geschickt mit drauf losgeschlagen hatte, als ob er zum Staunen des gewaltig verblüfften Schmiedemeisters nie ein anderes Handwerk betrieben hätte. Er war in seiner Achtung nur noch gestiegen, als Leonard ihm hernach lachend erzählt hatte, daß er das Draufschlagen als eine Art raffinierten Sports betriebe, den der alte Wüßig ihm höchst eigenhändig schon in seinen Flegeljahren als eine äußerst gesunde Beschäftigung empfohlen und beigebracht hätte.

Seit dem Tage war Leonard niemals an der Schmiede vorübergeschritten, ohne dem Alten einen Gruß zuzurufen oder gar ein weilschen plaudernd seinem gewaltigen Treiben zugeschaut und seine Geschicklichkeit bewundert zu haben. Daß diese so weit gehen sollte, daß Eichhoff, wie er einmal behauptet hatte, ein Pferd ohne alle Hilfe und, wenn es darauf ankäme, im Dunkeln allein zu beschlagen im Stande wäre, hatte er nie glauben wollen, heute aber Gelegenheit gefunden, zu erproben.

Sein Ratsuch, auf dem er kurz vor Feierabend aus der Residenz heimgekehrt, hatte unterwegs ein Eisen verloren. Der Alte hatte sich auf Leonards mit zweifelndem Lächeln geäußerte Erinnerung sofort bereit erklärt, ohne jede Hilfe in kürzester Zeit ein neues aufzusetzen. Leonard sollte, um die Arbeit zu beschleunigen, nur das Eisen strecken helfen.

Das war soeben geschehen.

„So weit wären wir, Meister“, rief Leonard, den schweren Hammer auf ein nach Handwerksbrauch herkömmliches Zeichen Eichhoffs aus den behandschuhten Händen sehend und diese gegen einander schlagend, „das weitere ist, wie bedingt, nun Eure Sache.“

„Ist so!“ grunzte es zurück. „Denke, die Zeit soll Ihnen nicht lang werden.“

Eichhoff hatte sich der Esse zugewandt und schürte das Feuer, um das Eisen wieder in Weißglut zu versetzen. Mit der Rechten regierte er die Zange, in deren Maul das zu fertigende Eisen steckte; die Linke zog den schweren Blasbalg, daß die Funken knisternd aufstoben.

„Wißt Ihr was, Meister“, hub Leonard nach einer Weile, sich ihm nähernd, an, „Ihr könntet mir heut endlich einmal die Geschichte Eures Schädelspalles, der niedlichen Schmarre da, meine ich, erzählen, auf die Ihr mir, ohne daß Ihr's wißt, schon lange den Mund wässert gemacht habt. — Was meint Ihr?“

Der Alte verzog das verrunzelte Gesicht in tiefe Falten, gab ein kurzes Lachen von sich, murmelte etwas in den Bart, das durchaus nicht zuvorkommend klang, und stieß heftig mit dem Schürreisen ins Feuer.

„Hm, könnt's am Ende wohl“, knurrte er dann und blinzelte zu Leonard hinüber, wie um dessen Teilnahme an seinen Geheimnissen abzuwägen.

„Ihr schmiedet das Eisen und erzählt, Meister, und ich — sehe und höre Euch zu.“

„Nette Arbeitsteilung!“ brummte der Alte.

„s wird Euch schon von der Hand gehen!“

„Von der Hand und Leber zugleich also“, schmungelte Eichhoff.

„Ein aufmerksames Auditorium könnt Ihr Euch nicht wünschen!“

„Na, Sie sollen Ihren Willen haben, junger Herr! Sind aber der erste, der die verdammte Historie hört, der erste im Ort. Brauchen's nicht weiter zu tragen, wie?“

„Rein, Meister! Fangt nur Eure Originalgeschichte in aller Gemütsruhe an.“

„Ist bald erzählt“, schnarrte jener mit dem Sturm, der prasselnd in den Schlot fuhr und den Rauch heftig niederbrückte, um die Bette. „Ist bald erzählt! — Von den Goldminen des Pikes Peak werden Sie doch gehört haben...“

„Nicht im geringsten“, lächelte Leonard kopfschüttelnd.

„Seid, wie es scheint, ein weitgereister Mann.“

Der Alte murmelte etwas vor sich hin, das beinahe wie „Grünschnabel“ klang, und fuhr dann mitteilend fort: „Von Colorado aber und den Rocky Mountains wird Ihr Schulmeister Ihnen doch erzählt haben, sonst verbiente der Kerl kurzer Hand gehängt zu werden. — Schön, die Gegend kennen Sie also. Na, gerade da war's, in der Teufelschlucht, wie man sie mit Recht nannte, in einer Schlucht der Rocky Mountains, an zehn Meilen von Pioche, Colorado, wo über dreihundert Halunken aller Nationen im Goldminercamp herumlungerten, um sich gegenseitig die Beutel zu stehlen und die Hälse abzuschneiden. Sie spielten, sie sangen, sie tranken, sie schossen jemand nieder, je nach Belieben und Laune. Es war ein tolles Völkchen, diese Goldbigger in der Teufelschlucht. Fast die zwanzig Jahre hind's her, daß auch mich Esel das Goldfieber packte“, fuhr Eichhoff sinnend fort, indem er den Hammer, den er emsig weitergeschwungen, eine Weile ruhen ließ. „Eine ewig lange Zeit, junger Herr, und doch mit einem Ruck zu überspringen. Jeden Stein auf der einzigen Straße der Schlucht wollte ich wiederfinden! Will's kurz machen, kann nur sagen, daß mir alles noch ist, als ob ich's gestern erlebt hätte. So etwas“, — und damit schlug er sich mit der Faust auf die fingerlange Narbe — „so was prägt sich aber auch ein; können sich's denken!“

„War da nämlich ein Barroomwirt im Camp, ein baumlang, riesenstarker Kerl, der die Gäste, die ihm nicht behagten, ganz einfach wie die Fliegen an die Lust setzte. Und ihm behagten die meisten nicht, denn er hatte eine Tochter im Haus, das einzige Frauenzimmer im Camp, ein hübsches, prächtiges, braves Mädchen. Weiß nicht, wie der Mann auf die verrückte Idee kam, sein Kind unter all die verkommenen Mannsleute mitzubringen! Genug, Kelly, das heißt — na, der Name ist einmal heraus — Kelly war nun mal da. Will's kurz machen: ich gewann sie lieb, hatte sie gern, machte ihr in allen Ehren meinen Antrag, aber es war zu spät. Das Ding hatte sich in den Fremden vergast, in den deutschen Fant, das heißt, 's war ein schmucker, hoch und stramm gewachsener Lämmel, der mit seinem Diener, wie es hieß, auf einer Reise um die Welt unterwegs war.“

„Als ob sie da vor mir ständen“, fuhr Eichhoff sinnend fort, „so genau erinnere ich mich der beiden heute noch. Spitznamen hatten sie am ersten Tage weg. Der Diener fuhr allemal aus der Haut, wenn er seinen hören mußte. Man hatte den Odebrecht, wie ihn sein Herr nannte, nämlich kurzweg „Spindle-Blunt“ getauft.“

Leonard, der bisher dem Alten ziemlich gleichgültig zugehört, war bei Nennung des Namens plötzlich zusammengezuckt und hatte überaus aufgeschaut. Ihm schwebte eine Frage auf der Zunge; er unterdrückte sie jedoch und murmelte nur kopfschüttelnd etwas vor sich hin.

„Wundert Sie das?“ fragte der Alte, dem die Bewegung Leonards nicht entgangen war.

„Und wie nannte sich der — deutsche Herr?“ pläzte dieser nun doch heraus. „Ihr habt's doch nicht vergessen?“

„In meinem Leben nie! So was“ — und der Alte tupfte sich wieder auf die Narbe — „so was vergißt sich nicht. Hot-head, der Hypokrit; die Marke trug der Schuft schon mit Recht. Ein Heißsporn war's aber auch, der Herr Ulmar, wie ihn sein Diener...“

Das Poltern und Rassel von umstürzenden Blechtafeln zu Leonards Füßen unterbrach den Alten plötzlich, so daß dieser verwundert aufblickte.

Leonard war aufgesprungen und starrte aufs höchste bestürzt zu Eichhoff hin.

„Das ist nicht wahr, Mann!“ schrie er den Alten an. Eichhoff stieß sein kurzes, gebrüllartiges Lachen aus.

Dann blinzelte er verschmüht zu dem jungen Manne hinüber und versetzte knurrend:

„Weshalb meinen Sie das, junger Herr? Es ist so, wie ich sagte. Ist Ihnen der Name etwa bekannt?“

„Nein!“ stieß Leonard hart aus, der seine Fassung schnell wieder gewonnen hatte, „und doch“, setzte er mit gezwungenem Lächeln hinzu, als er Eichhoffs Blick argwöhnisch auf sich gerichtet sah, „jetzt fällt's mir ein: ich muß wohl Eure Originalgeschichte schon einmal in der Zeitung gelesen haben.“

„Das ist nicht wahr, Herr!“ schrie der Alte gereizt. „Und vor zwanzig Jahren will der Herr schon haben lesen können, he?“

„Fahrt fort, Meister“, beruhigte ihn Leonard in eigentümlicher Hast, „erzählt zu Ende!“

„Würde Ihnen raten, Herr, den Schluß in Ihrer Zeitung nachzulesen“, brummte der Alte höhnisch und setzte seine Arbeit mit verdoppeltem Eifer, wie abwehrend, fort.

Es dauerte eine ganze Weile, bis sich derselbe endlich bewegen ließ, den Faden seiner Erzählung wieder aufzunehmen. Er hatte sich erst bereit dazu erklärt, nachdem Leonard wegen seiner Zweifel an der Originalität des Berichtes sich zu einer Art Widerruf förmlich herbeigelassen hatte.

Bei alledem schien dem Alten die Lust der Mitteilung und das rechte Vertrauen zu seinem Zuhörer in hohem Maße verbittert zu sein, denn er sprach nur noch in abgerissenen Sätzen und drängte merklich dem Ende zu.

„Ulmar also hieß der Hot-head! — Mußte viel Geld haben, der Halunke, denn am zweiten Tage nach seiner Ankunft war er schon seines Lebens nicht mehr sicher. Hatte aber Courage für zwei, machte sich nichts daraus. Das Mädchen, die Kelly, hatte ihm's gleich angethan. Ich merk't's schon. Er blieb. Er blieb, bis — bis wir aufeinander plähten. — Es war um die Mittagszeit. Die meisten schliefen. Er wollte die Waffe nicht, die ich ihm aufrangte. Er lachte, als ich ihm zurief, er oder ich müßte auf dem Plage bleiben. Er meinte, es wäre der ungeschminkte Mord, wenn er mich abstäche, und das wäre sicher, denn ich verstehe nichts vom Säbelschneiden, das sähe er mir an den Häuten an. Mein Blut kochte. Wie er mich reizte, wie ich ihn haßte, ich vergesse es nie. Ich war meiner kaum mächtig vor Wut und Eiferlust. Ich drang auf ihn ein. Ich merkte bald, daß er mich schonte, daß er mit mir spielte. — Kann nur sagen, daß ich mich plötzlich getroffen fühlte und hinstieg wie gefallt, blutüberströmt. Es war am Ende meine eigene Schuld und ich hatt's verdient. — Nach Wochen erst, als ich wieder auf den Beinen war, erfuhr ich, daß der Fremde mich für tot auf dem Plage gelassen und mit knapper Not durch eilige Flucht sein Leben in Sicherheit gebracht hätte. Bis in den Abend hatte eine Horde von Goldbiggern ihn verfolgt. Sie hätten ihn an den ersten besten Ast aufgeküpfelt, denn sie sahen in ihm nur meinen Mörder.“

„Es war gut, daß er mir nie wieder in den Weg lief“, fuhr Eichhoff drohend fort, „ich hätte ihn mit eigenen Händen erwürgt, — ich thät's noch heute, wenn...“

Der Alte stockte, starrte eine Weile nachsinnend ins Feuer, murmelte Unverständliches vor sich hin und fuhr dann fort: „Und Kelly? werden Sie fragen. Das Mädchen mied mich fortan und war bald darauf mit ihrem Vater aus dem Camp spurlos verschwunden. Ich habe sie nicht mehr wiedergesehen. Es war alles aus.“

Der Alte schwieg. Er fuhr sich über die Augen. Dann schlug er auf sein Eisen los, so hart und grimmig, als ob es eine Hölle mit allen ihren Qualen auszurotten gegohten hätte.

Als er endlich erschöpft aufblickte, war Leonard nirgendes mehr zu sehen. Er hatte sich leise und stillschweigend entfernt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gebet der Schiffer.

(Bild S. 460.)

Die Schiffer sind trotz ihrer äußerlichen Rauheit meist Gemütsmenschen, und zwar ist dies bei den nordischen so wie bei den südländischen. Vielleicht ist das trügerische Element, auf dem sie leben, und der stete Verkehr mit der Natur die Ursache hiervon, vielleicht aber auch das Gefühl der Unsicherheit, denn keine Minute ist der Seefahrer seines Lebens sicher. So finden wir denn, daß die Seeleute, besonders die jenseits der Alpen, äußerst gewissenhaft in der Beobachtung ihrer religiösen Pflichten sind und mit Aufrichtigkeit und in Wahrheit an die helfende, rettende und bewahrende Macht der Mutter Maria und der Heiligen glauben. Es ist dies ein schöner und sympathischer Zug im Wesen der sonst wenig inneren Leben offenbarenden und schwer um ihre Existenz ringenden Bewohner der Mittelmeerküste. Unser Bild führt uns heute nach Venedig. Wir sehen eine Schifferfamilie an einem der originellen Altäre inmitten der Lagunen andächtig beten. Sie haben Blumen und Goldpapierlaternen gebracht, mit dem sie das kleine Heiligenbild ausschmücken; ihre Bitte lautet einfach. Der Herr möge uns gnädig sein, — so flehen sie — uns erkalten, daß wir nicht hungern müssen und daß Sturm und Unwetter uns nicht verschlinge; darum schütze uns, sei uns gnädig, Maria, Königin des Himmels wie Herrscherin des Meeres! — Vollig der Wirklichkeit entsprechend ist die Situation hier wiedergegeben und der Ausdruck der Andacht in den verschiedenen Personen so abweichender Altersstufen ist so wahr veranschaulicht, daß wir vom Geist dieser einfachen, echten Frömmigkeit mitgerissen und zu teilnehmenden Zeugen dieses Vorganges durch die Kunst des Malers gemacht werden.

Politik in der Kinderstube.

(Bild S. 461.)

Man rückt die Stühle und erhebt sich. — „Gelegene Mahlzeit!“ — „Gelegene Mahlzeit!“ — Ezzie und ihre Erziehlerin verweilen noch einen Augenblick auf der Terrasse, um frische Luft zu schöpfen, dann gehen sie zum ersten Stock hinauf in ihre Zimmer. Die Erziehlerin nimmt ein Buch, Ezzie holt ihre Puppen hervor, frisiert sie, macht sie schön und legt sie neben einander auf den Tisch, um sich an ihrem Anblick zu weiden. — Wie schmal es ist! Die Erziehlerin ist längst eingeclammert, auch Ezzie gähnt und fährt sich verdrücklich mit der Hand über die Augen. Was beginnen? — Sie verfolgt einen Augenblick eine summende Fliege mit dem Auge, sieht hinaus in den lichtüberfluteten Park, dann fällt ihr Blick auf die Zeitung, welche das Fräulein für Nachmittagslektüre sich hat herauftragen lassen. Sie nimmt sie, blättert darin herum und nun kommt ihr ein genialer Gedanke. Noch einmal mustert sie die Puppen auf dem Tisch, dann beginnt sie

anfangs leise, dann lauter und immer lauter: „Wißt ihr, daß die Welt aus Sand und Sand ist? Nein, ihr seid nur dumm, ihr seid nur von Vorzeilen, Holz, Leder und Pappe und habt kein Verständnis für die Dinge dieser Welt. Aber das ist ganz gut, dann könnt ihr mir nicht widersprechen, denn ich bin der Minister und ihr seid die Unterthanen, und es ist die verfluchte — Lizzie schaut erschrocken zu der schlummernden Erzieherin hinüber — Pflicht und Schuldigkeit der Unterthanen, sagt der Papa, sich nicht zu mühen, zuzuhören, zu schweigen und Geld zu bezahlen. Und der Gladstone, das ist ein alter Mann, sagt der Papa, der Bismarck aber — das ist ein Kerl, der hat die Welt im Sack und holt das Blaue vom Himmel herunter, und ach — was machen wir die Russen für Kopfschmerzen... sie wollen dem netten Alexander, der ein so tapferer Offizier ist, nicht wohl. Und nun der Grieche, was macht denn der sich so wichtig, der Knirps, sagt der Papa; der hört nur das europäische Konzert, mit welchem der tote Mann zu Grabe getragen wird; wer aber der tote Mann ist, ja — das braucht ihr nicht zu wissen, denn das weiß ich selbst nicht. Das aber weiß ich, daß der kleine Alexander nett ist, sehr nett, sagt die Anna. Gerne möchte sie ihn sehen, aber er kommt nicht, sagt sie, denn der muß bei seinen Räubern bleiben, damit die Russen ihn nicht vom Thron herunterwerfen. Ich kann die Russen nicht so lieben wie alle Menschen, nach Fräulein Ellens Vorlesung. Nein, ich kann es nicht! Ich werde nur einen Prinzen lieben, denn der ist immer schön und mächtig und trägt eine goldene Krone und wohnt in einem schönen Palast, oder einen Papst, denn der ist der Klügste.“ — Plötzlich fällt des eisernen Kanzlers schwarzes Bildnis tragend von der Wand, Pluto, der gewaltige Neufundländer, springt auf und wirft den Tisch um, wie, das Rädchen, flüchtet schreiend auf den Raminisims, Fräulein Ellen fällt erschrocken vom Divan und schreit, nur Lizzie scheint noch immer nicht zu begreifen, was vorgeht, und mit Ergebung den Untergang der Welt zu erwarten.

L. Th.

Ein Begräbnis in China.

(Bild S. 465.)

Das Bild, das wir unseren Lesern heute vorführen, zeigt einen Teil des Leichenzuges, wie er sich beim Begräbnis eines vornehmen Chinesen formiert; die Stütze wurde aufgenommen beim Leichenbegängnis des unlängst verstorbenen Bankiers Hu-Taotai, jenes chinesischen Vandalenbild, der es vom kleinen Landkramer bis zum ersten Kaufmann des himmlischen Reiches gebracht und mit der hohen Auszeichnung beobachtet worden war, sich in Gelb — die Farbe des kaiserlichen Hauses — kleiden zu dürfen.

An der Spitze des Zuges schreitet eine Anzahl Kulis, beladen mit Papiertafeln, auf die allerlei Moraliprägnisse gemalt sind, diesen folgen Laternenträger, ihre bunten Leuchten auf hohen Bambusstöcken tragend, dann eine Musikbande mit dem schauerlichen Dreiklang ihrer Orgeln, Cymbals und Trompeten, hierauf eine Schar von etwa hundert Knaben, in jeder Hand eine castrirte Waffe von ungeheuerlichem Aussehen. Diesen folgen die Träger der Familienschilder, auf denen die Namen der Vorfahren parabolisch; hierauf verschiedene reichverzierte Altäre mit Früchten beladen, der letzte mit dem Bilde des Verstorbenen. Nach diesen kommen zwei Gruppen erstbühender Jungen, die eine in reichgestickte weiße Gewänder, die andere in Rot und Gelb gekleidet, hierauf wieder Laternen, Fahnen, Schirm- und Fächerträger, dann der Ceremonienmeister zu Pferd, ganz in Weiß gekleidet — der Trauerfarbe der Chinesen. Auf diese folgt ein großes weißes Bett, getragen von Dienstreuten des Verstorbenen, unter demselben gehen die nächsten Verwandten desselben, ihre Trauer sorgfältig den Blicken der Zuschauer entziehend. Endlich kommt der Sarg, auf prächtigem, spiegelverziertem Postamente ruhend, das von den Schultern von vierundzwanzig kräftigen Männern getragen wird, und nach diesem, den Zug abschließend, eine Menge reichgekleideter Wandinern in Sanften und Tropfseffeln — ein farbenreiches, eigenartiges Bild ostasiatischen Ceremoniells.



Aus allen Gebieten.

Ein inländischer guter Thee.

Wenn der wiederkehrende Frühling die Erde wieder aufschließt und eine zahllose Menge heilsamer Pflanzen aus ihren Keimen hervorlockt, ist es ratsam, auf ein Kraut aufmerksam zu sein, das mit allem Recht einen ehrenvollen Platz unter denjenigen Gewächsen verdient, welche die Stelle des theuren und bei weitem nicht so gefunden ausländischen Thees ersetzen können. Es ist das allgemein bekannte Erdbeerkraut, dessen Benützung zu einem angenehmen und gesunden Getränk zwar nicht ganz unbekannt, aber auch bei weitem nicht so allgemein ist, als es zu sein verdient, und um so mehr verdient, da es so häufig allenthalben wächst und mithin nichts als die geringe Mühe des Einsammelns kostet. Dieses Einsammeln muß freilich mit vorsichtiger Auswahl geschehen, denn nicht alle Pflanzen sind gleich gut. So taugen zum Beispiel die von Insekten angegriffenen nicht viel, teils weil sie dadurch verunreinigt, teils aber auch vorzüglich, weil sie dadurch eines Teils ihrer besten Säfte beraubt worden sind. Ebenso ist das in gebirgigen Gegenden und auf sonnigen Anhöhen wachsende Kraut besser als dasjenige, welches an schattigen Orten oder in sumpfigen Gründen steht. Ferner muß man nicht bei oder gleich nach nasser Witterung, sondern bei heiterem, trockenem Wetter einsammeln, und zwar die

Blätter samt der Blüte, im März, April und Mai; doch immer vorzugsweise nur die jungen, womöglich in der Blüte stehenden Pflänzchen, und will man den besten Thee davon haben, so muß man auch von diesen nur die kleinsten und zartesten Blättchen ablesen. Diese gesammelten Blätter, die an Geruch und Geschmack dem ausländischen Thee fast vollkommen gleichen, werden an der Luft getrocknet, doch so, daß sie der Sonne nicht ausgelegt sind, wodurch ihre feineren und edleren Bestandteile verfliegen würden; auch müssen sie, damit sie nicht in eine Art Fäulnis oder Verdümpfung übergehen, öfters umgewendet werden.

Mittel gegen die Mäuse.

Ein wirksames Mittel, die Hausmäuse zu vertreiben, sind die Blätter des Oleander (Rosenlorbeer). Man trocknet dieselben und zerdrückt sie alsdann zu Pulver. Dasselbe wird mit trockenem Sand vermischt und den Mäusen in ihre Schlupflöcher gestreut. Sie verabscheuen den Geruch dieser Blätter aufs äußerste und verlassen augenblicklich ihre Schlupfwinkel, um niemals wiederzukehren. Zu erwähnen ist noch, daß die Blätter des Oleander für Giebel, Schafe und Ziegen ein starkes Gift enthalten, weshalb man in Italien und Griechenland, wo der Rosenlorbeerbaum wild wächst, demselben den Namen „Felsmörder“ gegeben hat.

Mitt für Leder auf Eisen.

Das Eisen wird vorher mit einer Bleifarbe (zum Beispiel Bleiweiß) getrichen. Nachher nimmt man Leim besser Qualität, legt denselben in kaltes Wasser und läßt ihn darin weich werden. Alsdann wird der Leim bei mäßiger Wärme in Essig aufgelöst, wobei ein Drittel seiner Masse weißes Terpentinöl zugelegt wird. Das Ganze wird bis zu einer passenden Konsistenz durcheinander gerührt und dieser Zement, so lange er noch warm ist, mit einem Pinsel sorgfältig aufgetragen. Das Leder wird dann ausgezogen und schnell an die betreffende Stelle gepreßt.

Verfahren, um Zeug aller Art auf schnellstem Wege zu bleichen.

Zu diesem Zwecke stellt man ein Bad her aus übermangensaurem Natron (5:100), bringt die Zeuge hinein, rührt sie mit einem Stabe herum und nimmt sie nach etwa 10 Minuten heraus, wonach sie durch den Niederschlag von Manganoryd braun gefärbt erscheinen. Hierauf werden die Zeuge so rasch wie möglich in ein mit Schwefelsäure schwach angesäuertes Bad gebracht, worin sie nach 1—2 Minuten fast weiß erscheinen. Diese Vornahmen werden noch zwei bis dreimal wiederholt, worauf die Zeuge glänzend weiß erscheinen, ohne daß die Faser dabei im geringsten leidet.

Strohgeflechte, Fässer, Theekisten etc. wasserdicht zu machen.

verwendet man in Russland und China folgende Anstrichmasse, die sich vorzüglich bewähren soll. Zu 3 Teilen frischen, durch heftiges Schlagen defibrinirten Blutes mischt man 4 Teile zu Staub gelöschten Kalk und fügt der Mischung dann noch etwas Alaun bei. Die so erhaltene, dünnflüssige Masse kann sofort zum Anstrich benützt werden. Je nach dem gewünschten Grad der Dichtigkeit wird der Anstrich zwei oder dreimal wiederholt. In China werden so behandelte Strohfässer längst mit bestem Erfolg zum Delfransport verwendet.

Oster-Kryptogramm.



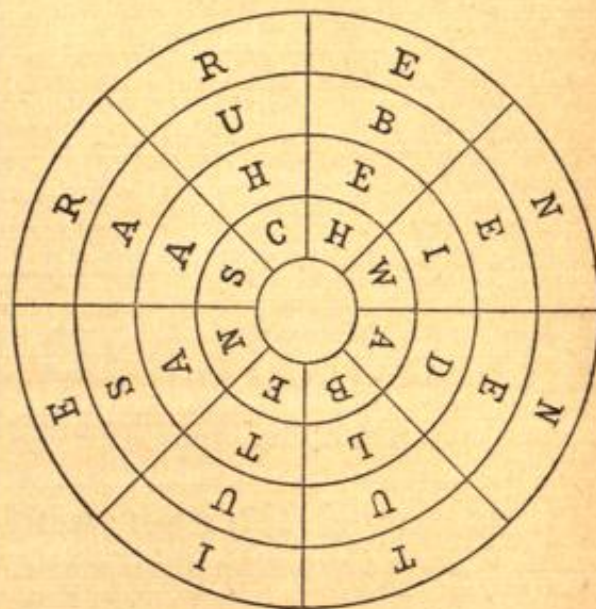
Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 443:

Wer über andre sich lustig macht,
Der wird meist selber ausgelacht.

Auflösung des Kreizrätsels Seite 443:



Schwaben.	Wien.
Soar.	Wien.
Chur.	Wien.
Debe.	Wien.
Wien.	Wien.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. J. Wingele in Petersburg. Schwarzküchls Anleitung zur französischen Handelskorrespondenz. Leipzig. Jede Buchhandlung besorgt Ihnen dies Werk. „Portugiesisch“, „Gros“ Verlag in Heidelberg.
Hrn. A. Rietzner in Bern. In der Bundeshauptstadt — Sie sind doch wohl nur zum vorübergehenden Aufenthalt dort. Der Schweizer ist darin sehr empfindlich.
Hrn. E. M. in B. Chilisäure soll für viele Tiere sehr giftig sein — also Vorsicht!

H. W. in Chicago. Diese schwierige Frage kann nur ein Richterkollegium entscheiden. Sparen Sie Ihr Geld!
Hrn. Karl R. in Leipzig. 1) Hierüber vermögen wir Ihnen keine Auskunft zu geben, wenden Sie sich an eines der bekannten größeren Antiquariate. 2) Der Jahrgang 1881 unseres Journals ist im Preise ermäßigt, er kostet jetzt nur noch 3 Mark, auf welchen Vorzugspreis Sie als Abonnent ein Anrecht haben. Bestellen Sie aber bald, denn der Vorrat von diesem Jahrgang ist nur noch ein geringer.

Hrn. Otto Meerbach in Breslau. Der Hund fand halt in Sacrau, Kreis Oels, Schlesien. Wenden Sie sich an den Besitzer des Museums schlesischer Altertümer, Sanitätsrat Dr. Grempler in Breslau.
Hrn. J. Rolke in Braunschweig. Das bayerische Weizenweib hier hat ja gar keine Schürze, weshalb man oft Zitronenschnitte in das Glas thut. Unser Geschmack ist es nicht.
Hrn. Regine R. in Järich. Wir bitten um Einsendung der Arbeit.

Hrn. E. Blah in Mannheim. Hier können wir keine Garantie übernehmen.

Hrn. Amalie Reglin in Bamberg. Das Komite hat seinen Wohnsitz in Bayreuth.

Honnent in Apolda. Glauben Sie das doch nicht. Es ist entweder ein Schwindel oder eine Mystifikation, ein Scherz. Es ist einfach unmöglich in der Art, wie die Sache geschildert wird.

Hrn. J. C. in Br. Das ist eine Hühnerart, die aus Indien stammt; sie kam zuerst nach England.

Honnent in Koblenz. Die beste Zeit für eine Reise in Ober- und Südtalien ist April und Mai; der März ist mit Recht ein in ganz Italien gefährlicher Monat — deshalb trauern Sie nicht.

Hrn. Ottilie Bernheim in M. Doppeltkohlenhares Natron und Weinsäure, besser noch Zitronensäure, die ja nicht mehr teuer ist.
M. G. 100. Weshalb so geheimnissvoll? Jede gute Annoncenexpedition.

Hrn. G. Meyer in M. Durch die Reclam'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig. Sie ersparen das Rollenanschriften, so billig sind diese Briefe.

Honnent in Fulda. Meyers Konversationslexikon hat seine speziellen Vorzüge und das von Brockhaus die seinen. Das beste ist, beide!
Hrn. W. G. in Stockholm. Der Roman ist ohne Wissen des Autors ins Schwedische überetzt worden.

Richtige Lösungen von Rebus, Rätseln, Charaden etc. sind und zugegangen von: Hrn. Rosine Wihlbald, Prag; Emilie Sauter, Ulm; Anna Gantbert, Kassel; Kathilde Westmeyer, Hannover; Frida Polenz, Halle; Emilie Sauter, Braunschweig; Elise Hantke, Breslau; Frau Amalie Wenzel, Sorau; Frau Engel, Chicago; Emma Hely, Pardubitz; Elise Hauke, Bremen; Hrn. G. Winter, Berlin; M. Brucher, Posen; Hrn. Raubert, Barmen; H. Souter, Potsdam; G. Wilder, Järich; J. Ronke, Bonn; E. Treidler, Posen; J. Gans, Järich; A. Remeron, Braunschweig; G. Kluge, Hamburg; M. Stienle, Ravensburg; A. Kistner, Wien; J. Julliet, Prag; J. Trost, München; G. Goldt, Marburg; G. Treiber, Vertheim; J. Gäh, Salzburg; A. Thiericke, Komotau; G. Klinge, Brandenburg; G. Wagenbauer, Deutsch-Krone; J. Paulsen, Kiel.
Hrn. G. R. in Kassel. 1) Reiser, Alavie; Schule (Deutsche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart), können wir Ihnen warmstens empfehlen. 2) J. A.

